18/XII.

6

Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

INHALT:

Walter Borchers:
Weihnachtsbräuche in der Heimat

*

Günther Kittler:
Unsere Weihnachtslieder

*

Walter Reinders:
Weihe der Weihnacht

*

Gerhard Peters:
Der Dom zu Cammin

*

Hellmuth Heyden:
400 Jahre Reformation in Pommern

*

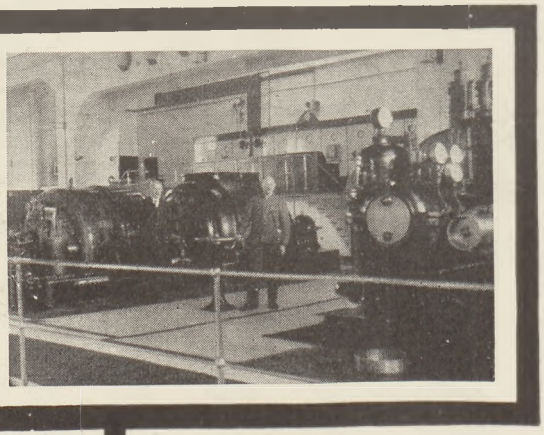
Weihnachts-erzählungen

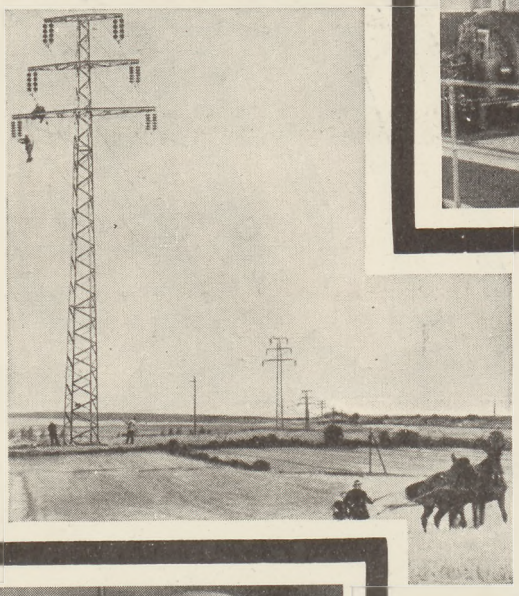
*

Anekdoten
Buchbesprechungen
Rätsel
u. v. a. m.

*

STETTIN
DEZEMBER 1934





OHNE STREICHHÖLZER OHNE KOHLE!

OHNE ABGASE, RUSS u. ASCHE

können Sie in Ihrer Küche mit dem billigen, elektrischen

HEIZSTROM

MÜHELOS UND SAUBER

kochen, backen, braten!

Wenden Sie sich daher an Ihren zugelassenen Installateur oder an die Hauptverwaltung der

ÜBERLANDZENTRALE

POMMERN • STETTIN ODER DEREN ZWEIGNIEDERLASSUNGEN IN

FERNRUF 35431

STOLP	TEL:	2137
BELGARD	TEL:	60
MASSOW	TEL:	381
STRALSUND	TEL:	22 51

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege")

5. Jahrgang **Stettin, Dezember 1934** **Heft 11**

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 28295-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

Heller Morgen

Als ich schläfrig heut erwachte,
— Und es war die Kirchenzeit —
Hörte ich's am Glockenklange,
Daß es über Nacht geschneit.

Denn in meinem hellen Zimmer
Klang so hell der Glockenschlag,
Daß ich schon im Traume wußte:
Heute wird ein heller Tag.

Als ich durch die Scheiben staunte,
Wie die Welt so froh beschneit,
Wurde mir die ganze Seele
Glänzend weiß und hell und weit!

Börries von Münchhausen (Aus „Die Balladen und ritterlichen Lieder", Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin)

WALTER BORCHERS:

Weihnachtsbräuche in der Heimat

Tonnenbügelbaum von Hiddensee

Eines der großen Menschheitsfeste, das für die Weltgeschichte von außerordentlicher Bedeutung geworden ist, ist das Weihnachtsfest. Von besonderem Zauber und Duft umwoben, ist es das lieblichste und schönste Fest in Deutschland, das wir überhaupt kennen. Gerade dieses Fest zeigt die Verbindung von germanisch-heidnischen und christlich-kirchlichen Gebräuchen. Zum erstenmal unter Papst Liborius am 25. Dezember des Jahres 354 von den römischen Christen gefeiert als das Geburtsfest Christi, hat es seinen Siegeszug durch mehrere Erdteile angetreten.

Wochen vorher schon ist das Kinderherz erregt und wartet auf das Erscheinen des Christkindes oder des Knechts Ruprecht. Auf das Fensterbrett oder vor die Türe werden Pantoffel oder Schuhe gestellt, damit sie sich mit Pfeffernüssen, Äpfeln oder Gebäck füllen. In den Häusern flammen Adventssterne auf, hängen Adventskränze oder in einigen Dörfern des Kreises Grimmen sogar Adventsspinnen, bunte lustige Strohgebilde in Sternenform, mit bunten Papierblumen verziert, die gleichsam wie Spinnen von der Decke hängen. Dieses Deckengehänge erscheint auch, wenn auch in abgewandelter Form, in Schleswig-Holstein und in Bayern, ferner in Schweden, Dänemark, Finnland, Estland und Litauen. Wahrscheinlich handelt es sich hier um einen alten Hexenabwehrzauber. Unruhe, in Dänemark „Uro" genannt, weil es bei der leisesten Luftbewegung sich dreht, soll es nach der Volksmeinung die mißgünstigen Geister und Hexen aus dem Zimmer vertreiben. Aber wahrscheinlich ist es nicht nur ein Hexenabwehrzauber, sondern auch ein Fruchtbarkeitszauber; denn wie man heute noch in Schweden sagt: Sollte man das Aufhängen der Unruhe vergessen, dürfte man auch auf keine gute Ernte rechnen.

Der strahlende Mittelpunkt des Weihnachtsfestes ist der Weihnachtsbaum, der sich fast die gesamte germanische Welt von Süd- und Mitteldeutschland aus seinen Weg erobert hat. Der geschmückte Tannenbaum taucht zum erstenmal um 1600 im oberrheinischen Elsaß, um Straßburg und Schlettstedt auf, wo er mit Äpfeln und Oblaten verziert und am Dreikönigstag von den Kindern geplündert wurde. Von vornehmen Reisenden wurde diese Weihnachtsbaumsitte weiterverbreitet, und so lernte ihn Liselotte von der Pfalz um 1660 am kurfürstlichen Hof bei ihrer Tante in Hannover kennen und schreibt von den „arbres de buis" (Buchsbäumen), an deren Zweigen immer „une petite bougie" (kleine Kerze) befestigt war.

Neben der Weihnachtstanne war in Deutschland im 18. Jahrhundert der Weihnachtslaubbaum, die Pyramide „Permette", Holzgestelle u. a. m. üblich. Heute noch kennen wir die Weihnachtspyramide, den Quempasleuchter, aus einigen Orten Mittelpommerns. Quempasleuchter deshalb genannt, weil während des Weihnachtsgottesdienstes im Schein der brennenden Kerzen der Weihnachtspyramide von vier Chören das Lied „Quem pastores laudavere, den die Hirten lobten sehre" gesungen wurde. Die Weihnachtspyramide, wie wir sie aus dem Kreis Naugard kennen, besteht aus mehreren sich konzentrisch verjüngenden Kreisen mit Kerzenhaltern um einen gedrechselten Mittelstab. Andere Pyramiden wiederum waren mit einer drehbaren Spitze, mit einem Flügelrad ausgestattet. Einzigartig in seiner Form ist der Hiddenseer Tonnenbügelbaum, der aus verschiedenen, übereinander befestigten Tonnenbügeln besteht und mit Goldflitter, buntem Papier,

„Stutenpopen“ (Stutenpuppen), Backwerk, Rosinen, Pflaumen, Äpfeln, Nüssen und Kerzen geschmückt ist. Leider ist dieser Baum in den letzten Jahren verschwunden. Wahrscheinlich gehört er in die Reihe der Stabgerüste, „Permetten“, wie wir sie zum Beispiel von Föhr und Amrum her kennen. Das Weihnachtsfest ist Geschenkfest und, wie alle Feste, ein Eßfest. Es gibt bestimmte Weihnachtsgebäcke: Stuten, Stollen, Stutenpopen in Form von Reitern, Tieren und Menschen. In einigen Städten Pommerns gibt es auch noch Bildgebäcke, die mit hölzernen Gebäckmodeln geformt werden (vgl. Abb.). In Süddeutschland kennt man sie unter dem Namen Spekulatius. Der Weihnachtskarpfen, die Weihnachtsgans sind besonders auf dem weihnachtlichen Speisezettel Pommerns vertreten.

Ausgezeichnet ist die Advents- und Weihnachtszeit in Pommern durch Maskenumzüge der jungen Burschen. Merkwürdige Tiergestalten treten noch heute in Vor-, Mittel- und Ostpommern am Nikolaustag und am 24. Dezember auf, besonders aber in den Kreisen Stolp, Lauenburg und Bütow. Da erscheinen Storch, Bär, Erbsbär, Schimmelreiter, Bullkater, der Pelznickel, der Nuklas (rauher Nikolaus), da erscheint die Stuten- oder Schmalzbackenfrau, der Zigeuner, der Jude, da erscheinen weiter Einhorn, Bock, Klapperbock oder Schnappbock unter ohrenbetäubendem Lärm der Teufelsgeige, der Knarre, des Rummel- oder Brummtopfes, des Tuthorns und der Ziehharmonika. Sie wandern von Haus zu Haus, verjagen und vertreiben mit Ruten alle diejenigen, die ihnen über den Weg laufen, singen und führen bisweilen auch ein kleines Spiel auf. Der Bär, der an einer Kette herumgeführt wird, wird ungebärdig, gehorcht nicht seinem Führer, wird daher geschlagen und fällt wie tot zu Boden. Jammernd beugen sich die Bärenführer und die übrige Gesellschaft über ihn und versuchen ihn ins Leben zurückzuführen dadurch, daß sie ihm „Lebenswasser“ (Schnaps) einflößen. So zieht dieser gespenstige Zug mit seinen selbstgefertigten Masken, seine Heischelieder litaneimäßig singend, von Haus zu Haus und sammelt Gaben ein. Und wehe dem, der nicht gibt, er muß sich obendrein den Spott dieser Gesellschaft gefallen lassen.

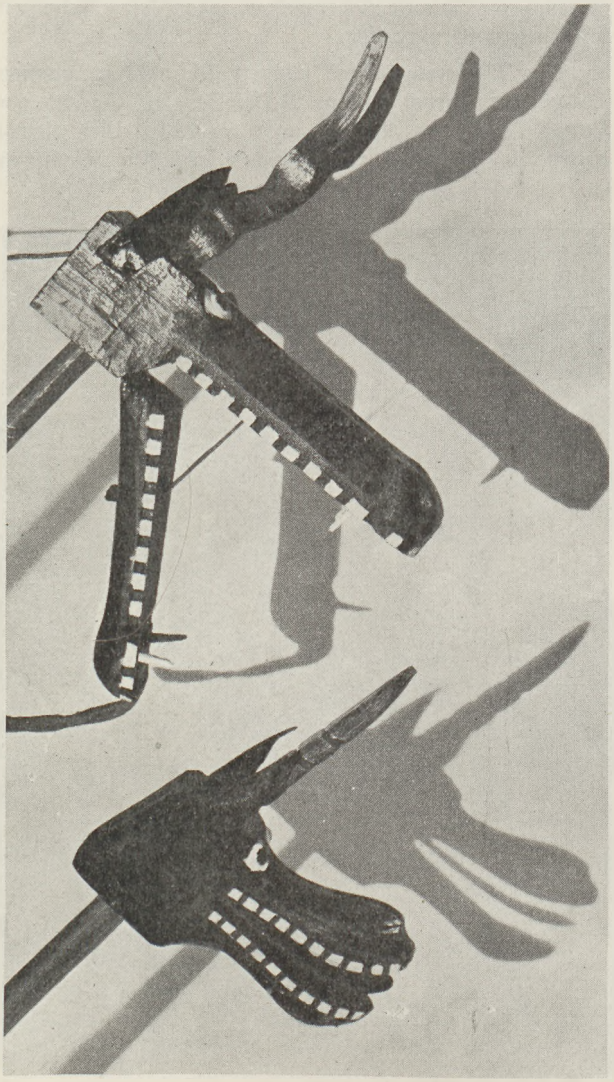
Von diesem seltsamen Treiben hören wir schon durch Ernst Moritz Arndt in seinen Kindheitserinnerungen. Aber was bedeuten diese Tiere? Diese Umzüge sind uraltes Brauchtum. Die Tiermasken gehen wahrscheinlich auf alte Fruchtbarkeitsgottheiten in eine Zeit zurück, da der einfache erdverbundene Mensch Feld, Wald und Wiese mit übermenschlichen Wesen belebt sah. Er sah diese Wesen in Gestalt von Tieren, denen er eine große Zeugungskraft zutraute: des Bockes, des Bären, des Storches, des Schimmels. Um sich nun die guten Dämonen zu Freunden zu machen, damit sein Land gedieh, und um die bösen Dämonen zu vertreiben, Unglück, Dürre, Unfruchtbarkeit abzuwehren, schlüpfte er selbst in die Maske dieser Tiere — und glaubte durch die Maskierung auch deren Kraft angenommen zu haben. Immer wieder hat die Kirche versucht, diese Sitten auszurotten, es ist ihr aber nicht gelungen. Heute ist dieser Brauch seines Inhalts entleert worden. Die Form, der Brauch als solcher, lebt weiter, aber seine besondere Bedeutung ist vergessen.

Der Weihnachtsabend kündigt sich auch in manchen Orten Pommerns, so zum Beispiel in der Gegend von Labes, durch das Beiern an. Gegen 6 Uhr abends gehen die Burschen nacheinander auf den Kirchturm

Weihnachtsschimmel in Glowitz, Kr. Stolp

Weihnachtsgebäckformen aus Holz

und schlagen im schnellen Wechsel mit der linken und rechten Hand an die Glocke, manchmal bis in die späte Nacht hinein. Der Text dazu heißt: De Köster geiht den Damm entlang. Abends, sobald es dunkel geworden ist, erscheint der Weihnachtsmann oder der Wiehnachtsschenker, der mit einer Larve verkleidet ist. Das Kind muß seinen Spruch beten und wird dann meistens mit Geschenken, die in einem Sack sich befinden, bedacht. Die Sitte, Krippen unter dem Weihnachtsbaum aufzustellen, kennt der Pommer im allgemeinen nicht. Wohl hat sich die Gewohnheit, Krippen zu zeigen, in den Städten hier und da eingebürgert. Selbstgeschnitzte Krippen, wie wir sie aus dem Süden Deutschlands, besonders Bayern, kennen, sind in Pommern unbekannt. Eine Einzelerscheinung bedeutet deshalb eine Krippe im Besitz des Stralsunder Heimatmuseums, die von einem Nachtwächter eines Gutes im Kreis Grimmen geschnitzt worden ist. Noch ist auf eine merkwürdige Sitte hinzuweisen, die im Kreise Cammin und in Vorpommern (vgl. Verbreitungskarte in K. Kaiser — Julklapp, ein nordischer Volksbrauch? Deutsch-Schwedische Kunstausstellung, Saßnitz-Dwasieden, 20. Juli 1934. S. 61), ferner in Mecklenburg und Schweden lebt. Auf den Ruf „Julklapp" wird am Weihnachtsabend ein Geschenk in den Hausflur oder in die Stube geworfen, das oft nur ein Scherzgeschenk in vielen Hüllen ist. Der Überbringer dieses Geschenkes versucht meistens unerkannt zu entkommen. Von Reuter, der einige Zeit an der pommerschen Grenze (in Thalberg und Treptow, Kreis Demmin) gelebt hat, sind uns einige hübsche selbstgedichtete Julklappverse bekannt.



Schnabbuck und Einhorn aus dem Weizacker

Der 1. Januar als Jahresanfang wurde zuerst von dem Bistum Münster im Jahre 1313 eingeführt, um dann später mit dem Gregorianischen Kalender nach und nach in allen Ländern angenommen zu werden. Da der Mensch einem neuen Zeitabschnitt entgegengeht, ist diese Zeit besonders wichtig für sein Tun und Handeln. Alles, was er beginnt, wird mit Bedacht ausgeführt, weil es bestimmend für das Jahr werden soll. Deshalb werden zur Weihnachtszeit Ställe, Scheune und Wohnung gesäubert. Das Schneidemesser der Häcksellage wird in Zwilipp zum Beispiel in Häcksel gesteckt, damit es in der nächsten Zeit viel schneidet, und in den Fächern der Scheune, wo noch ungedroschenes Getreide vorhanden ist, werden Strohseile zusammengebunden und als Kreuz daraufgelegt, damit die bösen Geister ihm nichts anhaben können. „Kindspfot"-Garben wurden von den Bauern Ostpommerns in die Koppeln getragen, damit Schnee, Wind und Reif über sie kam, und als zauberkräftige Nahrung am nächsten Morgen unter das Futter von

Schweinen, Kühen und Federzeug gemischt, um das Wachsen und Gedeihen des Viehs zu fördern. Kindspfot wurde das Stroh deshalb genannt, weil es nach der Meinung des Volkes das heilige Christkind mit seinen Füßen berührt hatte. Wir sehen, Christliches und Heidnisches mischt sich miteinander, und wir wissen auch, daß das germanische Mittwinterfest, das Julfest, das dem Gott des Lichts und der Wärme geweiht war und das Fest der wiederkehrenden Sonne und Fruchtbarkeit darstellte, mit seinen verschiedenen Gebräuchen nicht ganz verschwunden ist, sondern vielmehr in dem weihnachtlichen Festkreis aufgegangen ist. Daher auch heute noch Begriffe wie Julklapp, Julstroh, mit dem man am Heiligen Abend in Vorpommern zum Beispiel die Bäume umwindet, damit sie reichlich Früchte tragen, und ein andermal Gänse- und Entennester auslegt, damit sie vor Mardern gesichert sind.

Wie schon immer wieder betont worden ist, ist bei all den Gebräuchen das Bestreben zu erkennen, böse feindliche Mächte, die dem Vieh und Acker schaden könnten, fernzuhalten, dafür aber Fruchtbarkeit, Wachstum und Gedeihen für das kommende Jahr herbeizuflehen. Mit den Gebräuchen einer heidnisch-agrarischen Religion — denken wir nur an die Vermummungssitten — verbindet sich Christliches, das auf den heiligen Nikolaus und seine Legende Bezug nimmt und schließlich auf das Geburtsfest Christi. Nikolaus, Knecht Ruprecht, der Weihnachtsmann, der im protestantischen Norddeutschland den heiligen Nikolaus ersetzt hat, das Christkind, der Weihnachtsbaum und neuerdings Adventsstern und -krone, Mummenschanz und Julklapp, alles das sind Erscheinungen der Weihnachtszeit, deren Höhepunkt für die Christenheit die Geburt unseres Heilands ist.

BERTIL MALMBERG:

Die Weihnachtsgeschenke

„Mama", sagte Ake, „darf ich in die Stadt gehen und Weihnachtsgeschenke für Papa kaufen?"

„Ist das nicht ein wenig zu früh? Wir haben heute erst den zwanzigsten November."

„Es könnte ausverkauft werden", sagte Ake.

„Jaso, darum", antwortete die Mutter. „Aber du hast ja noch kein Geld für Weihnachtsgeschenke bekommen?"

„Ich habe fünfundzwanzig Ör", sagte Ake. „Das reicht."

„Dann mußt du wohl gehen", sagte die Mutter. „Das wäre ja schrecklich, wenn die Geschäfte leer wären, ehe du deine fünfundzwanzig Ör losgeworden bist. Aber vergiß nicht, Galoschen anzuziehen."

In fliegender Hast nahm Ake Rock, Wintermütze und Galoschen und eilte hinaus. Es lag schon Dunkel über der schneeigen Straße, als Ake durch die Gartentür hinauskam, und da und dort blinkte ein Fenster zwischen dem weißen Zweigwerk der Gärten. Ake eilte den Hang hinab.

Er fand es schrecklich, daß es noch solange bis Weihnachten war. Nun war es, als wollte er springen, es zu fangen. Aber er sprang nicht geradeaus, sondern im Zickzack, und er hüpfte kreuz und quer über die Schneewehen, die am Rande der Straße lagen. Denn er glaubte, daß er auf diese Art schneller vorwärts käme.

So kam es, daß Ake plötzlich mit einem Fuß in einer Schneewehe festsaß, und als er den Fuß hochzog, war die Galosche in dem Loche geblieben.

Hätte Ake nun so gehandelt, wie es recht gewesen wäre, so hätte er haltmachen und nach der Galosche suchen müssen, hätte sich keine Ruhe gönnen dürfen, ehe er sie gefunden hätte. Aber nun war er allzu eifrig, seinen Weg fortzusetzen, und allzusehr von dem Gedanken erfüllt an die Weihnachtsgeschenke, die er kaufen wollte, als daß er sich lange aufgehalten hätte. Er grub ein Weilchen im Schnee, und da er nicht gleich fand, was er suchte, gab er das langweilige Unternehmen auf und setzte seinen Lauf fort.

Er wollte seinem Vater eine Kuckuckspfeife und vier Zinnsoldaten kaufen. Denn dieser hatte Ake erzählt, wie er sich gefreut habe, als er als Junge diese

Ake

Kostbarkeiten zu Weihnachten bekommen hatte. Ake wußte, daß man solche Dinge in Johanssons Buch- und Papierhandlung kaufen konnte. Er beschleunigte sein Tempo. Und als er zu Johanssons Buch- und Papierhandlung kam, hatte er apfelrote Backen.

Er ging die Treppe hinauf und am Fenster vorbei, und als er die Tür öffnete, begann es zu klingeln. Es war ein scharfes und gelles Klingeln, und das behagte Ake. Er schloß die Tür sehr, sehr langsam, damit es so lange wie möglich klingeln sollte. Als er seine Kuckuckspfeife und seine Zinnsoldaten bekommen hatte, fragte der Verkäufer, ob es für den Herrn Doktor aufgeschrieben werden solle. „Ich habe eigenes Geld", sagte Ake. Es kostete vierundzwanzig Öre.

Nun hatte Ake fünf Weihnachtsgeschenke für seinen Vater, denn jeder einzelne von den vier Zinnsoldaten sollte in einem besonderen Paket liegen. Er bezahlte, was er schuldig war, und bekam ein Öre zurück.

Darauf sagte er: „Adieu."

Den Hinweg war er gelaufen, und er lief auch den Heimweg; aber schließlich wurde er müde und mußte gehen — und gerade jetzt begann es zu schneien. Da fielen Ake die Galoschen ein. Das war nun so eine Geschichte für sich. Was würde Mama sagen?

*

Die Mutter nahm es ernster, als Ake gedacht hatte. Vielleicht war es nicht das erstemal, daß er auf diese leichtsinnige Weise mit seinen Sachen umgegangen war.

Er wurde zu einer sehr harten Strafe verurteilt, zu einer erstaunlichen Strafe in seinem kurzen Leben: er sollte kein Geld für Weihnachtsgeschenke bekommen.

An diesem Abend weinte er sich in den Schlaf, und mit Recht meinte er, daß es keinen unglücklicheren Jungen in der ganzen Welt gab als ihn, denn es gab wirklich keinen. Aber am nächsten Morgen war es aus mit seiner Traurigkeit. Da hatte er ein neues Interesse gefunden: er wollte seine Weihnachtsgeschenke selber machen. Sofort begann er damit.

Ake konnte häkeln. Aber er konnte nur eine einfache Reihe von Maschen häkeln; er konnte die einzelnen Reihen nicht aneinanderfügen. Das macht nichts, dachte Ake, eine Reihe ist immer eine Reihe. Deswegen lief er hinein zu seiner Mutter und bat um Garn und Häkelhaken; und er bekam es.

Er wollte etwas für seine Mutter häkeln. Er wollte den Anfang von einer Matte häkeln. Jeden Tag arbeitete er lange Stunden, aber er hatte auch anderes zu tun. Er mußte Papierschnitzel für Großmutter schneiden: das sollte deren Weihnachtsgeschenk werden. Und diese Papierschnitzel sollte dann die Stallmagd unter das Hühnerfutter mischen; auf diese Weise bekam man starke Eierschalen. Das wußte Ake.

Und er häkelte und häkelte und schnitzelte und schnitzelte Tag um Tag; das Garn wurde immer weniger

Nun hatte Ake fünf Weihnachtsgeschenke

und weniger, und die lange Reihe von Maschen wuchs und wuchs, wenn auch nicht in die Breite, so doch in die Länge; und Vaters Papierkorb mußte täglich seinen Tribut an Ake liefern.

Er dachte, daß er so nützliche Weihnachtsgeschenke, wie er sie selber machte, nie kaufen könnte.

Aber was sollte er für Aja machen? Aja hatte einen sehr wählerischen Geschmack. Er ahnte gleichsam, daß sie bedeutend schwerer zufriedenzustellen war als Mama und Großmutter. Denn er kannte sie.

Vorläufig ließ er freilich die Frage ruhen und hoffte, daß irgendeine gute Idee von allein kommen würde, während er an den Dingen arbeitete. Aber es kam keine. Dagegen flog die Zeit fort, der eine Tag nach dem anderen flog fort, ohne daß Ake merkte, wie schnell es ging. Der große Markt begann sich mit Weihnachtsbäumen zu füllen. Bauern kamen in die Stadt. Die Schaufenster verwandelten sich in Märchenwelten mit Bilderbüchern und Pfefferkuchenmännern. Es kam ein muntererer Klang in die Luft als sonst. Zankende kleine Vögel schwirrten um die gelben Haferbündel. Arme wurden in der Küche verpflegt und bekamen ihre Körbe gefüllt. Es gab Kästen, an die man nicht rühren durfte, und Zimmer, in die man nicht hinein durfte. Des Jahres geheimnisvolle Zeit war gekommen. Es war die Woche vor dem Heiligen Abend.

Und noch immer hatte Ake nichts für Aja gemacht. Der Mutter Weihnachtsgeschenk war bereits fertig. Es war ein langer, langer Wurm geworden. Die Papierschnitzel für Großmutter füllten mehrere Tüten. Der Vater hatte seine Zinnsoldaten und seine Kuckuckspfeife. Aber Aja? Was sollte er für Aja machen? Wenn sie doch nicht so furchtbar vornehm wäre, dachte Ake.

Da kam die Mutter herein und gab ihm zwei Kronen.

Sie fuhren Meile auf Meile *Zeichnungen: E. Schulze*

„Ake“, sagte die Mutter, „hier hast du dein Geld für Weihnachtsgeschenke.“

Er machte große Augen.

„Ja, aber ich sollte doch keins bekommen?“

„Papa meint, daß du doch dein Geld haben sollst“, sagte die Mutter. „Dafür, daß du deine Prüfung wie ein ganzer Kerl getragen und nicht gemault hast.“

„Was ist eine Prüfung?“ fragte Ake.

„Das ist, zu glauben, daß man kein Geld für Weihnachtsgeschenke bekommt“, antwortete die Mutter. „Und seine Prüfung zu tragen, das ist, lieb zu sein, obwohl man traurig ist.“

Dann war man bei der Großmutter; man saß im Zimmer um den großen Tisch, und der Kronleuchter brannte, und der Weihnachtsbaum brannte, und es war hell in des Herrenhofes langer Flucht von Räumen. Aber im letzten Zimmer war ein kleiner Spiegel, und darin spiegelte sich der Baum mit allen seinen Lichtern und allen seinen Äpfeln und Sternen.

Aber wie war es nun mit dem Weihnachtsgeschenk für Aja? Es war wirklich so, daß Ake nichts für seine eigene Schwester hatte finden können. Schließlich hatte er das Zweikronenstück in ein riesenhaftes Paket gelegt und auf dieses hatte er mit Druckbuchstaben Ajas

Reif in der Nacht *Fot. Vogt*

Ich bin nicht traurig gewesen“, sagte Ake. „Ich habe nämlich meine Weihnachtsgeschenke selber gemacht.“

„Jaso“, antwortete die Mutter. „Dann darfst du mit den zwei Kronen machen, was du willst, nur keine Dummheiten.“

Und die Woche ging vorbei. Und Wiklunds mächtiger Familienschlitten fuhr vor der Gartentür vor; und darin wurden sie allesamt verpackt: Papa und Mama und Aja und Ake. Und sie fuhren aus der Stadt.

Sie fuhren Meile auf Meile, durch große Wälder. Und es wurde Abend, und es wurde Nacht, und die Schellen läuteten im Dunkeln. Aber für Aja und Ake läuteten sie immer ferner und ferner, da sie unter den Fellen lagen und schliefen. Sie wurden geweckt, als man zu einem Gasthof gekommen war. Sie wurden in einen großen Saal getragen und bekamen warme Milch und Semmeln.

Aber als sie wieder hinaus in die Winternacht gekommen waren, sah Ake, wie der Himmel schaurig und schön über dem schwarzen Wald blitzte und flammte.

Namen gesetzt; denn schreiben konnte er nicht. Er hatte einen großartigen Erfolg mit seinen Gaben. Großmutter sagte, daß sie sich just solche Papierschnitzel gewünscht hätte; aber natürlich war es Ake, der auf so etwas kommen konnte. Es war unglaublich, wie schlecht die Hühner gerade jetzt legten, die Eierschalen gingen kaputt, wenn man sie nur ansah. Was die Mutter betraf, so war diese vollkommen erschüttert. Nie hätte sie geglaubt, daß das, woran Ake gesessen und gehäkelt hatte, für sie sein sollte. Und der Vater? Freilich hatte Ake gedacht, daß der Vater sich freuen würde, wenn er seine Zinnsoldaten und seine Kuckuckspfeife bekäme, aber daß er sich so freuen würde, das hätte er nicht geahnt. Es war wirklich so, daß Ake sich stolz fühlte. Das einzige, was seinen Stolz dämpfte, war der Gedanke an das Zweikronenstück, das Aja bekommen sollte. Denn was würde sie sagen, da alle anderen Sachen bekamen und sie nur Geld?

So kam endlich die Reihe an Aja, und sie begann das gewaltige Paket, in dem das Geldstück lag, auszupacken. Sie sah nicht sonderlich hoffnungsvoll aus.

„Das ist natürlich Ake, der dieses Paket hier gemacht hat?“

Aber als sie endlich durch alle Papierhüllen gedrungen war und eine kleine Schachtel erwischt hatte, und als sie die Schachtel geöffnet hatte und das Zweikronenstück entdeckte, da veränderte sich ihre Miene. Sie sprang vom Stuhl auf und hin zu Ake und schlang die Arme um seinen Hals. „Ake“, rief sie, „was du lieb bist! Ganze zwei Kronen!“

Ake wurde rot; er war keine Zärtlichkeiten von Ajas Seite gewohnt. „Du bist doch nicht traurig, Aja“, sagte er, „daß du nichts bekamst, was ich selber gemacht habe? Ich wußte nichts.“ „Atsch“, antwortete Aja, „das hier ist wohl viel besser. Den Plunder, den du da selber zusammengemacht hast, möchte ich nie haben.“

„Plunder?“

Das war etwas Neues für Ake. Seine Augen wurden rund wie Untertassen. „Du glaubst doch wohl nicht“, sagte Aja, „daß diese Papierschnitzel, die du Großmutter gegeben hast, und das Ende Faden, das Mama bekam, daß das etwas ist?“

„Ist das nichts, Papa?“ fragte Ake.

Vaters Gesicht wurde plötzlich fast streng. „Aja ist zu klein“, sagte der Vater, „um den Wert deiner Gaben verstehen zu können.“

„Da hast du's“, sagte Ake. Aber er fühlte, wie seine Augen voller Tränen standen.

„Du bist dumm“, sagte Aja; „verstehst du nicht, daß Papa nur so sagt, damit du nicht traurig sein sollst?“

Ake sah sich hilflos um. Plötzlich begannen seine Tränen zu fließen. Er schluchzte nicht, aber die Tränen rannen, groß und klar, über seine Wangen.

Das war nun mehr, als selbst Aja mit ansehen konnte. Sie schlang nochmals die Arme um Akes Hals und legte ihre Wange an Akes. „Du bist dumm, Ake“, sagte sie, „denn das bist du. Aber du bist jedenfalls schrecklich nett.“

Wenn ein Pommer ißt und trinkt

Johann erzählt, warum er 1870 das Eiserne Kreuz bekommen habe: Bei Gravelotte war ich an den Feind gekommen. Als der Hauptmann „Schnellfeuer“ kommandierte, hatte ich alle Patronen verschossen. Und da die Franzosen inzwischen etwas näher herangekommen waren, sah ich mich um, was nun wohl werden würde. Aber wie erschrak ich, als ich von meiner Kompanie keinen Mann mehr erblickte. Zuletzt sah ich sie ganz hinten bei der Mühle. „Na“, dachte ich, „nun man los!“ Ich nahm das Gewehr über die Schulter und lief, was das Zeug halten wollte. So kam ich denn auch richtig zu meinen Leuten. Zum Glück guckte der Hauptmann gerade wo anders hin, und ich dachte: „Er wird wohl nichts gemerkt haben!“

Aber am nächsten Tag rief der Hauptmann mich vor die Front, und ich mußte erzählen, was mir gestern passiert war. Der Hauptmann sagte kein Wort. Am vierten Tag darauf kam der König in unser Dorf und nahm Parade ab. Und bei der Gelegenheit kriegte auch der König zu wissen, wie mir das ergangen war. Mittags kam dann eine Ordonnanz und bestellte mich ins Hauptquartier. „Nun ist die Sache richtig!“ dachte ich, „jetzt wird es dir an den Kragen gehen!“ —

Als ich nun vor dem König stand, mußte ich ihm erzählen, was das für eine Geschichte mit den Franzosen neulich war. Hinterher klopfte er mir auf die Schultern und fragte, ob ich Hunger hätte und etwas essen möchte. „Ja, Majestät“, sagte ich, „wenn Sie gerade etwas da haben, dann würde ich wohl so frei sein!“ —

Ich kriegte nun eine große Schüssel voll Braten und ließ sie mir gut schmecken. Als ich mit der Schüssel fertig war, fragte mich der König, ob ich wohl noch eine solche Schüssel aufessen könnte. „Ja“, meinte ich, „das könnte wohl angehen!“ — Ich bekam nun die zweite Schüssel und ließ sie mir recht gut schmecken. Und als ich mit ihr fertig war, dachte ich so bei mir: „Nun hältst du es mit einem aus, der in 24 Stunden nichts gekriegt hat!“ —

Dann fragte mich der König, ob ich wohl n o c h eine solche Schüssel voll aufessen könnte, und ich meinte: „Das ist wohl möglich!“ — Und nun erhielt ich die dritte und bezwang sie auch. — Und das allein muß mein Glück gewesen sein und nichts anderes! Denn als ich mit der Schüssel fertig war, kam der König auf mich zu und steckte mir das Eiserne Kreuz an die Brust. Und von der dämlichen Geschichte mit den Franzosen hat er gar nichts erwähnt!“ —

Johann, der tapfere Trinker: Beim Gutsherrn zu Strobeltitz war zur Geburtstagsfeier eine lustige Herrengesellschaft. Nach der Abendtafel wurde eine große und nicht zu schwache Bowle aufgetragen. Sie war so groß, daß selbst die trinkfesten Herren sich wunderten. Da meinte der Gutsherr, daß sein Knecht Johann wohl imstande wäre, die Bowle mit einem Zuge zu leeren. Dem wurde widersprochen und schließlich wurde gewettet. — Johann mußte also kommen, und er wurde gefragt, ob er sich getraue, die Bowle in einem Zuge zu leeren. Der kratzte sich hinter den Ohren und bat sich schließlich 10 Minuten Bedenkzeit aus. Dann kam er zurück und sagte, daß er das könne. Er setzte an und leerte sie zu aller Verwunderung in einem Zuge. Und kein Tropfen blieb übrig. Zur Belohnung erhielt er die Summe, um die gewettet war. Er bedankte sich und wollte gehen. Da rief ihn sein Herr zurück und fragte ihn, warum er sich zuvor die Bedenkzeit ausgebeten habe. Und da sprach Johann: „Ja, Herr, ich hab es draußen erst mit Wasser ausprobiert!“ — —

Nun muß das Kalb aber bald kommen! Ein Gutsbesitzer behauptete in einer Gesellschaft, daß sein Knecht Johann es fertig bekäme, ein sechswöchiges Kalb zu e i n e r Mahlzeit zu verzehren. Man wettete, und einer der Anwesenden brachte bei seinem nächsten Besuch ein gut gemästetes Kalb mit. Es wurde geschlachtet und verschiedenartig zubereitet. Johann aß wie ein Scheunendrescher. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Als er ziemlich beim letzten Stück war, sah er sich ängstlich um. Da fragte ihn sein Herr: „Johann, bist Du noch nicht satt?“ — „Nein Herr!“, erwiderte Johann, „aber wenn das Kalb nun nicht bald kommt, dann werd ich es wohl nicht mehr ganz schaffen können!“ — —

H. L.

GÜNTHER KITTLER:

Unsere Weihnachtslieder

O Dannebom, o Dannebom,
du drägst ne grönen Twig
den Winter — den Sommer,
dat doert de leeve Tid.

„Worum schold ich nich grönen,
da ick noch grönen kann?
Ick hebb nich Vater un Moder,
de mi versorgen kann.

Un de mi kann versorgen,
dat is de leeve Gott,
de leet mi wassen un grönen,
drum bin ick slank un grot."

Das ist doch sicher bedeutsam, daß uns Deutschen kein Volk der Erde unsere Adventszeit, unser Weihnachten nachmachen kann! Da ist eben etwas, was Gott allein in die deutsche Seele gelegt hat, was ihr allein zu eigen gegeben ist. — Zwar haben sich auch bei uns im Zeitlauf der Jahrhunderte die Sitten und Gebräuche des germanischen Julfestes, des deutschen Weihnachtsfestes gewandelt. Eins aber ist immer das gleiche geblieben: Gerade in der Weihnachtszeit ist von jeher die deutsche Innerlichkeit, das Versinken ins Reich der Märchens und des Göttlichen, zu ihrem schönsten Recht gekommen.

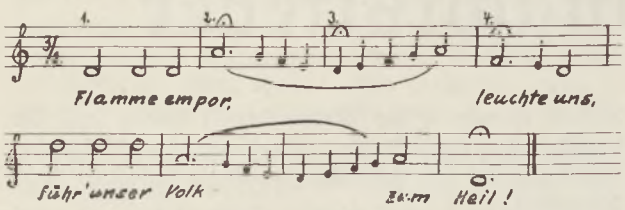
Ganz gleich, ob die germanische Wintersonnenwende ein Fest war, bei dem sich der ganze Volksstamm vereint wußte, wenn in dunkler Winternacht plötzlich auf allen Bergen die Feuer aufloderten und verkündeten: Wir bezwingen Finsternis und Nacht, die Dunkelheit muß dem Licht weichen — oder ob im deutschen Mittelalter das Weihnachtsfest, das inzwischen Fest der Geburt des Heilands geworden ist, sich zum Gemeinschaftsfest lediglich des Dorfes oder der Stadt verengt hatte, wo Mittelpunkt der Feiern die Christmette und Krippenspiele in der Kirche wurden — oder ob nach der Reformation sich allmählich Weihnachten zum Fest der deutschen Familie entwickelte, bei welchem alle Feier intim in der Weihnachtsstube blieb — aus dem Singen und Klingen alter und neuer Weihnachtslieder erkennen wir die gleiche Beschaulichkeit und Versonnenheit.

Ja, das Lied war stets einer der Hauptträger der Feststimmung unseres Volkes, und welch stattliche Zahl schönster Weihnachtslieder ist in deutschen Landen ent-

Die Hakenterrasse in Stettin

Fot. Vogt

standen! An die älteste Zeit germanischer Weihenächte erinnert noch der jetzt bei Sonnenwendfeiern wieder viel gesungene Kanon von Chr. Praetorius.



Neben ernsten Adventchören wie „O Heiland, reiß den Himmel auf", „Wie soll ich dich empfangen" oder „Mit Ernst, o Menschenkinder", von dem hier ein neuer leichter Satz (für Gesang und Instrumente oder auch dreistimmig zu singen!) von Karl Götzmann, Stettin, wiedergegeben ist, sind die vielen alten Wiegenlieder zum Adventsingen geeignet, die größtenteils ihr Entstehen den Krippenspielen des Mittelalters verdanken, in denen das Mysterium der Menschwerdung Gottes in märchenhafter Gestaltung von Laien vor dem Altar in der Kirche dargestellt wurde.

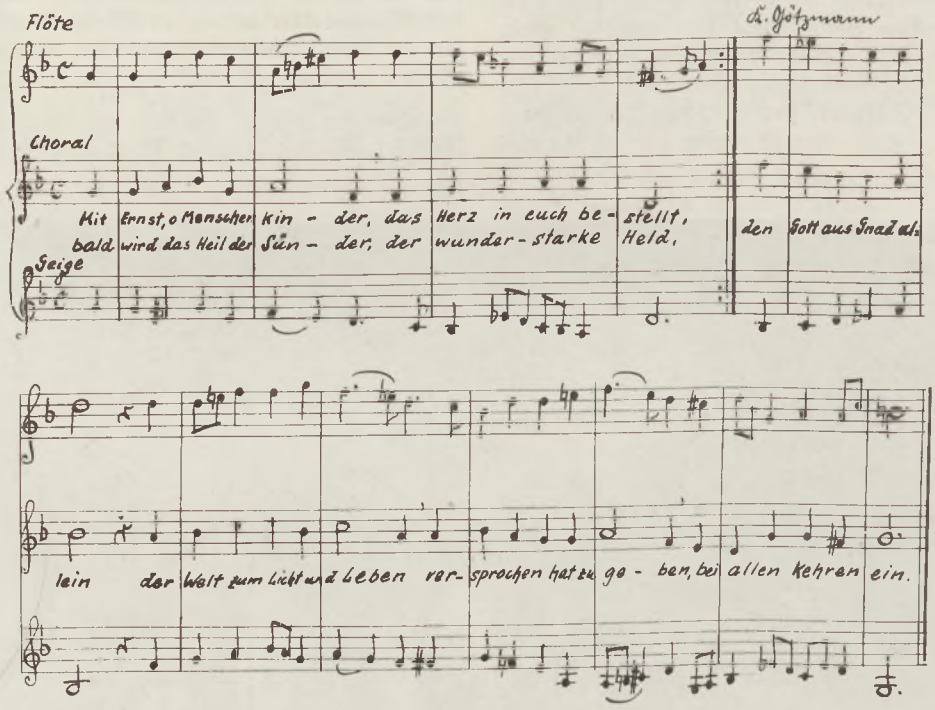
Und unser lieben Frauen,
der traumete ein Traum:
Wie unter ihrem Herzen
gewachsen war ein Baum.
Kyrieeleison!

Und wie der Baum ein Schatten
gab wohl über alle Land,
Herr Jesus Christ der Heiland,
also ist er genannt.
Kyrieeleison!

Und unser liebe Fraue
die trug ein Kindelein,
davon wolln wir so singen
und wollen fröhlich sein.
Kyrieeleison!

Auch unser liebe Frauen,
die zog gen Bethlehem,
gebar ihr liebs Kind Jesum
zu Trost der Christengemein.
Kyrieeleison!

Mit Ernst, o Menschenkinder



Die Krippe des Evangeliums ist im deutschen Volkston zur Wiege geworden. Das „Kindelwiegen" war die beliebteste Weihnachtssitte. Aus Franken haben wir einen Bericht vom Jahre 1520: „Wie freudig nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch das ganze Volk den Geburtstag Jesu Christi begeht, läßt sich daraus entnehmen, daß vor einer auf dem Altar aufgestellten Figur, welche den Neugeborenen vorstellen soll, Jünglinge und Mägdlein Reigentänze springen, während ältere Leute singen . . ." Ähnliches wissen wir auch aus Pommern; besonders aus Stralsund ist uns vom Anfang des 16. Jahrhunderts berichtet, wie die gesamte Bevölkerung solche Feiern mit dramatischen Spielen „Laienspielen" würden wir heute sagen, in der Kirche gestaltete. Noch heute ist das fromme Krippenspiellied bekannt:

Und da sie es geboren hat,
sie sah ihr liebs Kind an,
sie knieer auf ein Marmelstein
und bet es alsbald an.
Kyrieeleison!

Herr Jesus Christ, der Heiland,
ist unser Heil und Trost,
mit seiner bittren Marter
hat er uns all erlöst.
Kyrieeleison!

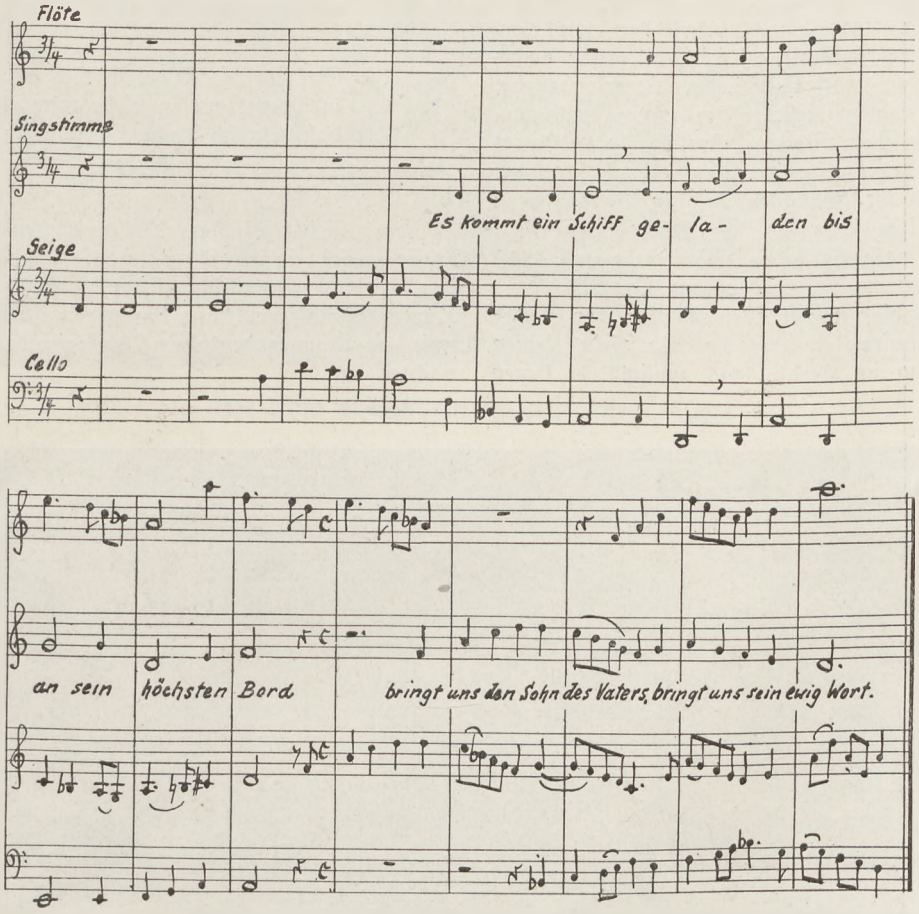
Daneben wurden in der Kirche auch viele weltlichere Lieder gesungen, wie z. B. das schlesische:

Uf'm Berge, da geht der Wind,
de wiegt die Maria ihr Kind
mit ihrer schlohengelweißen Hand;
sie hat dazu kein Wiegenwand.
„Ach Joseph, lieber Joseph mein,
ach hilf mir wiegen mein Kindelein!"
„Wie soll ich dir denn dein Knäblein wieg'n?
Ich kann ja kaum selber die Finger bieg'n!"
Schum schei, schum schei!

Zu den schönsten Weihnachtsliedern des Mittelalters gehört noch das heute wieder viel gesungene norddeutsche Lied „Es kommt ein Schiff", das wir in einem Satz des Organisten Jürgen Voigt in Putbus auf Rügen wiedergeben:

Als nach der Reformation die Krippenspiele bald aus der Kirche in den Schulsaal wanderten und allmählich ganz in Vergessenheit gerieten, als in der Kirche nur noch durch das „Quempassingen" bei der Christmette die geistlichen Weihnachtslieder erklangen, da war nicht etwa die Bedeutung der Weihnachtszeit geringer geworden, im Gegenteil: sie hatte nun in jedem Haus, in jeder Familie eine neue Ausdeutung erfahren. Die Weihnachtspyramide, der Weihnachtsbaum wurden Mittelpunkt der Feststube, die Kinder traten beim Weihnachtsabend in den Vordergrund —, war doch auch Gott in Kindesgestalt auf die Welt gekommen, um sie zu erlösen. Aus der mythenreichen Auffassung des gedankenschweren Mittelalters blieb die kindlich-gläubige Gesinnung zurück und fand ihren neuen Ausdruck in den

Es kommt ein Schiff . . .



Der Anker in der Erden,
das Schiff ist an dem Land:
Gotts Wort tut Fleisch uns werden,
der Sohn ist uns gesandt.

Und wer dies Kind mit Freuden
grüßen, umfangen will,
der muß vor mit ihm leiden
groß Pein und Marter viel.

Darnach mit ihm auch sterben
und geistlich aufersteh'n,
die Ewigkeit zu erben,
wie ihm es ist geschehn.

Christfestbräuchen und Weihnachtsliedern der neuen Zeit: Weihnachten, das Fest der Familie, das Fest der Kinder!

Helle Freude klingt aus dem Lied, dem Joh. Abr. Pet. Schulz die wohlbekannte Melodie gab.

Ihr Kinderlein, kommet; o kommet doch all!
Zur Krippe her kommet in Bethlehems Stall
und seht, was in dieser hochheiligen Nacht
der Vater im Himmel für Freude uns macht!

O seht in der Krippe im nächtlichen Stall,
seht hier bei des Lichtleins hell glänzendem Strahl
in reinlichen Windeln das himmlische Kind,
viel schöner und holder als Engel es sind.

Da liegt es, ach Kinder, auf Heu und auf Stroh,
Maria und Joseph betrachten es froh;
die redlichen Hirten knien betend davor,
hoch oben schwebt jubelnd der Engelein Chor.

O beugt wie die Hirten anbetend die Knie,
erhebet die Hände und danket wie sie!
Stimmt freudig, ihr Kinder —, wer sollt sich nicht freu'n? —
Stimmt freudig zum Jubel der Engel mit ein!

Hier muß auch die Geschichte eines pommerschen Weihnachtsliedes eingeflochten werden, das unser großer Landsmann E. M. Arndt gedichtet hat. — Arndt, zu Schoritz auf Rügen geboren, war 1805 Professor der Geschichte zu Greifswald geworden. In jener trüben Zeit von Deutschlands Schmach und Jammer verfaßte er den ersten Teil seiner Schrift „Geist der Zeit", ein Werk von kühnem Freimut, voller Erbitterung gegen das Franzosenjoch und voller glühender Vaterlandsliebe. Das Buch fand eine beispiellose Verbreitung und zündete in allen deutschen Herzen. Freilich hatte Arndt jetzt die Rache Napoleons zu fürchten, und als nach der Schlacht bei Jena die Franzosen auch in Vorpommern einrückten, war sein Leben in der Heimat gefährdet. Er floh deshalb nach Schweden und kehrte erst 1809 nach Greifswald zurück, um wieder seine Professur aufzunehmen. Doch hier war er den Blicken der Franzosen zu sehr ausgesetzt, so nahm er bald wieder seinen Abschied und ging im Herbst 1811 zunächst zu seinen Geschwistern nach Trantow, unweit der Peene bei Loitz. Hier konnte er endlich die eigene Familienluft atmen, hier begann er sich wieder heimisch zu fühlen, und so dichtete der 42jährige Professor zu Weihnachten 1811 unter dem verschneiten Trantower Strohdach für seinen kleinen Sohn Karl Moritz das Lied, das überall in Deutschland bekannt ist, seit es 1821 vom Kantor Siegert in Breslau eine Melodie erhielt:

Du lieber heil'ger frommer Christ,
der für uns Kinder kommen ist,
damit wir sollen fromm und rein
und rechte Kinder Gottes sein.

Du lieber heil'ger frommer Christ,
weil heute dein Geburtstag ist,
drum ist auf Erden weit und breit
bei allen Kindern frohe Zeit.

Daß ich wie Engel Gottes sei
in Demut und in Liebe treu,
daß dein ich bleibe für und für,
du heil'ger Christ, das schenke mir!

Viele Lieder, die den eben genannten verwandt sind, erklingen jetzt in der Adventszeit wieder aus Millionen deutscher Herzen einstimmig und vielstimmig, und ihr klarer himmlischer Klang läutet mit den Kirchenglocken und dem Raunen deutschen Winterwaldes unser Weihnachten ein.

Verschneite Boote bei Altdamm *Fot. Haehn*

Der Dom zu Cammin mit dem „alten" Turm — Fot. Staatl. Bildstelle, Berlin

GERHARD PETERS:

Ein Denkmal unserer Vergangenheit

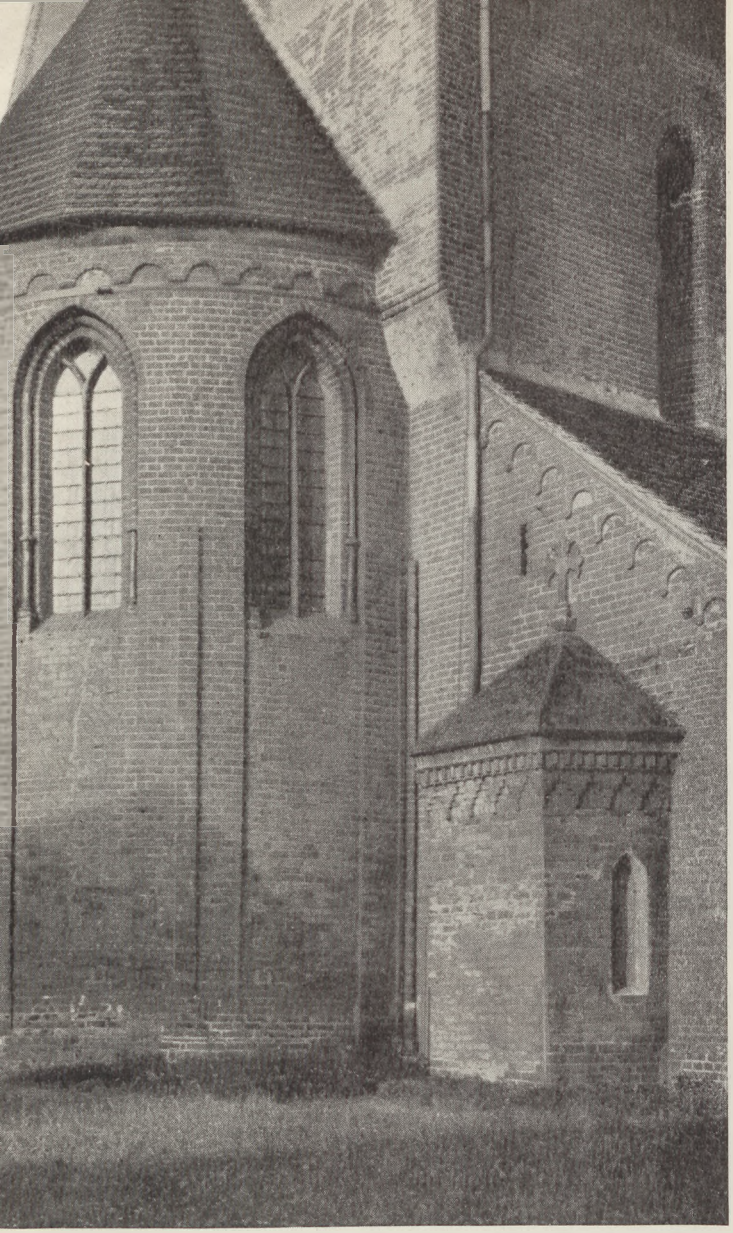
Am Dom zu Cammin sind in den letzten Monaten unter der Aufsicht des Provinzialkonservators umfassende Wiederherstellungs- und Erneuerungsarbeiten vorgenommen worden, die vor allem eine tiefgreifende Veränderung des Domturmes zur Folge hatten. Die Geschichte dieser Kirche, die zu den frühesten Kirchengründungen Pommerns gehört, soll in folgendem einmal, ohne die umständliche Heranziehung literarischer Hilfsmittel, allein aus dem Baubestand selbst herausgelesen werden.

Ein knappes Schema der Lebensgeschichte des Camminer Domes würde etwa so aussehen: Gründung des ersten pommerschen Bistums 1140 in Wollin, Verlegung um 1175 nach Cammin; Bau von Chor und Querschiff der Domkirche bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts; Langhaus und Kreuzgang bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts; Westturm Mitte des 19. Jahrhunderts.

Das ist gewiß keine „Baugeschichte", die hinreichen würde, uns in die Geheimnisse dieser Kirche einzuführen. Aber als Zahlengerippe ist der Bericht völlig ausreichend für das Studium an Ort und Stelle, und wir haben ja wirklich in den meisten Fällen auf unseren Reisen und Entdeckungsfahrten nichts weiter zur Hand als einen solchen kurzen Abriß. Es bedarf auch eigentlich zunächst keiner weiteren historischen Stützen, wenn wir dafür die Augen um so offener halten. Jede alte Kirche, die wir betreten, ist voller Rätsel und Geheimnisse, sie ruft uns an mit dunklen und fremden Worten so lange, bis wir ihre Sprache verstehen, bis wir ihre Rätsel gelöst haben. Da hilft kein ungestümes Fordern, auch keine philologische Kleinarbeit mit einer Fülle von Daten und einem Berg von Literatur. Das alles mag hinterher kommen, wenn wir vertraut geworden sind mit den Steinen, Wänden und Räumen. Die aber müssen wir zunächst auf andere Weise zum Reden bringen, durch werbende Teilnahme, durch kluges Beobachten und verständiges Schauen.

1175 — das ist noch Slavenzeit für Mittelpommern, die Zeit der ersten drängenden Kolonisation. Mit niedersächsischen und fränkischen Bauern kam damals die Kirche in das Land, als einziger Kulturträger von Bedeutung. Wenn um 1175 das Wolliner Bistum nach Cammin verlegt worden war, mußte dort auch für eine neue Domkirche gesorgt worden sein. Ob von ihr sich Spuren erhalten haben?

Ein erster orientierender Gang um den Camminer Dom führt uns auf die Nordseite, wo wir den ganzen Bau, das ganze großartige Schauspiel der ineinander geordneten Massen am besten übersehen können. Und



hier bleibt unser Blick zunächst an der Fassade des Querschiffs hängen. Diese Backsteinfassade steht auf einer etwa 4 Meter hohen Wand von Granitquadern, in die ein dreifach abgetrepptes Rundbogenportal, ebenfalls aus behauenen Granitquadern, eingelassen ist. Wenn wir genau nachforschen, stellen wir fest, daß die Quadern noch ein Stück um die Ecke des Querschiffs herumführen. Es ist klar: hier haben wir den Anfang des Camminer Doms vor uns — die prächtige, in allen Farben des gewachsenen Steins schimmernde Quaderwand mit dem derben Portal ist die Keimzelle der Kirche, aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts. Und wenn nicht alles täuscht, so haben sich Form und Maße der ganzen Ostpartie des Domes nach diesem Quaderanfang bestimmt, denn das nun folgende Backsteinmauerwerk folgt unmittelbar dem gleichen Grundriß. Was können wir daraus schließen?: daß zwischen Quaderbeginn und Backsteinfortsetzung kein großer zeitlicher Zwischenraum bestanden haben kann, da sonst wahrscheinlich eine Änderung des Grundplanes vorgenommen worden wäre. Gleichzeitig haben wir hier einen Beweis für die Unbedenklichkeit, mit der das Mittelalter in solchen Fällen vorging: die Verschiedenheit des Materials an ein und derselben Fassade wurde nicht als unschicklich befunden.

Warum mögen nun die Baumeister der Ostteile des Camminer Domes das Material gewechselt haben? Erinnern wir uns daran, daß der Backsteinbau — im Altertum und noch in der Völkerwanderungszeit in Südeuropa heimisch — gerade erst in dieser Zeit, im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, in Nordostdeutschland eingeführt wurde, vermutlich auf dem Wege über Dänemark. Denn Dänemark beherrschte damals weite Teile der Ostseeküste, sein König, Waldemar I., hatte 1173 Wollin zerstört und damit die Übersiedlung des Bischofs nach Cammin unmittelbar verursacht. Hier ist wahrscheinlich die Brücke zu suchen für die Einführung der Backsteinbauweise in Pommern; wir stehen um 1175 noch ganz in ihrem Anfang, auch die anderen großen frühen Backsteinbauten des Ostseegebietes, vor allem der Lübecker Dom, sind gerade erst in diesen Jahren begonnen. Der Camminer Meister hat also bald nach Baubeginn die bis dahin übliche Quadertechnik, die keineswegs primitiv war und anderswo auch noch jahrhundertelang beibehalten wurde, verlassen, zugunsten des neuen, aber leichter zu beschaffenden Ziegelmaterials. Am festgelegten Bauplan hat er nicht gerührt.

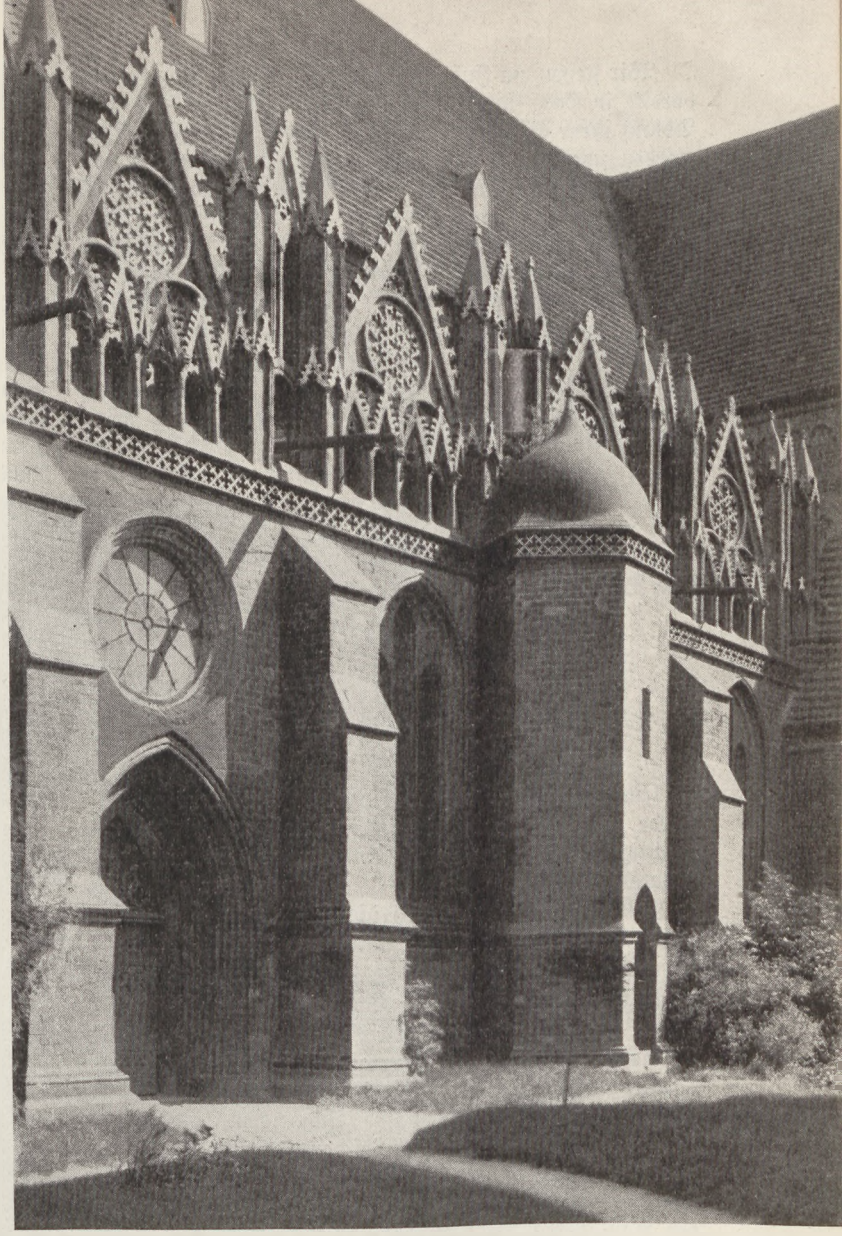
Die weitere Betrachtung der Chorpartie läßt uns nun eine neue wichtige Entdeckung machen. Die halbrunde Chorapsis, die sich so schön aus der Ostwand des Chores herausschwingt, zeigt im Aufbau offenbar einen Wechsel des Bausystems. Etwa in ⅔ Höhe setzen die von unten aufsteigenden schmalen Lisenen plötzlich ab, und in gleicher Höhe gehen auch die glasierten Ecksäulchen in den Gewänden der gotischen Fenster zu Ende. Außerdem beobachten wir, daß im aufgehenden Mauerwerk hier ein Systemwechsel deutlich sichtbar ist: die unteren zwei Drittel der Mauer liegen in anderem Mauerverband als das obere Drittel. Hier ist also wieder eine Baugrenze vorhanden. Da nun die Apsisfenster, die im oberen Drittel sitzen, die Formen der ausgebildeten Gotik zeigen, während die halbrunde Grundrißform der Apsis ja charakteristisch romanisch ist, ist hier ein Stilwechsel entdeckt, der auf eine größere Baupause schließen läßt.

Aber suchen wir zunächst nach anderen romanischen Bauteilen, die ja meistens am Rundbogen leicht zu erkennen sind. Wir gehen herum zum südlichen Querschiff und stehen vor dem einfachen Rundbogenportal der Vorhalle, die also ebenfalls aus romanischer Zeit stammt. Unser Blick schweift weiter, die südliche Querschiff-Fassade hinauf, und wir sehen einen Rundbogenfries, der sich an der unteren Giebellinie hinzieht, das ganze Querschiff umläuft und auch an der Südwand des Chores noch zu entdecken ist. Gleichzeitig stellen wir aber auch fest, daß die unter diesem Rundbogenfries liegenden dreiteiligen Fenstergruppen nur noch teilweise rundbogig sind, daß sich der Spitzbogen hier schon ankündigt. Und die hohen Fensterblenden mit dem kleeblattförmigen Abschluß deuten uns an, daß hier ein neues Lebensgefühl zum Licht drängt. Was aber ist mit den kleinen Figuren, die in den Kleeblattbögen des Giebels angebracht sind? Wir erkennen in der Mitte zwei Engel mit einem Lamm, rechts und links je einen Apostel oder Heiligen. Es ist der einzige figürliche Schmuck, den die Kirche am Außenbau besitzt, aber wir können nicht recht glauben, daß er für diesen Platz von vornherein geschaffen ist; er ist wahrscheinlich erst spä-

ter hierher versetzt worden. Gehen wir dann noch einmal zurück an die Nordseite des Baues, so sehen wir, daß der Rundbogenfries, den wir am Südquerschiff beobachtet hatten, sich hier in einen Treppenfries gewandelt hat, der uns als eine fortgeschrittenere Lösung erscheinen möchte. Und in der darüberliegenden Blendendekoration des Giebels erkennen wir, daß das gotische Spitzbogensystem jetzt rein und klar zum Durchbruch gekommen ist.

Schicht um Schicht haben wir auf diese Weise das Baugeheimnis des Camminer Ostbaues ergründet, nur durch Versenkung in das Werk selbst, durch liebevolle Beobachtung seiner Einzelheiten. Der Beginn in romanischer Zeit, im späten 12. Jahrhundert, legte den Grundriß und seine Maße fest. Das 13. Jahrhundert, das Zeitalter der werdenden Gotik, führte auf dem alten Grundriß den Bau hoch, klar und zielbewußt in der Gestaltung des Baukörpers, suchend und tastend in der dekorativen Form. Als Ergebnis haben wir ein Werk von unvergleichlicher Frische und Jugendlichkeit vor uns, einen Bau aus der besten Zeit des deutschen Mittelalters, gültiges Symbol seines heroischen, ritterlichen Lebensstiles.

Gehen wir aber nun weiter und betrachten das Langhaus auf seiner Südseite, so fühlen wir sofort, daß hier eine andere Sprache gesprochen wird. Die herbe, massige Großartigkeit der Ostteile des Domes hat der Pracht einer in seiner Existenz gesicherten bürgerlichen Epoche Platz gemacht. In mächtigen Akkorden rauscht die hohe Gotik dahin, gezügelt zwar durch das spröde Baumaterial des Backsteins, aber dann doch in den reich gebildeten Giebeln der Seitenschiffdächer ausschießend zu gotischer Silhouette. Konnten wir an den Rundbogen- und Treppenfriesen, an den Kleeblattbogen und Flächenmusterungen der Ostpartie beobachten, daß für alle diese dekorativen Zwecke vorwiegend der einfache Backstein, nur zurechtgehauen, herhalten mußte, so sehen wir jetzt den sogenannten Formstein, der für die Baudekoration schablonenmäßig hergestellt wurde, ausschließlich angewendet. Eine neue Zeit hat neue Formen und neue Baumethoden hervorgebracht. Als wenn eine unsichtbare Scheidewand zwischen Querschiff und Langhaus bestände, so setzt sich dieses gegen die älteren Teile ab. Tatsächlich fand zwischen der Vollendung des Chores und dem Bau des Langhauses die Verwüstung Cammins durch die Brandenburger statt. Jahrzehntelang stockte der Bau; die fertigen Ostteile waren durch eine Notmauer nach Westen geschlossen. Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts kann das Langhaus begonnen worden sein, dessen Bau bis dicht an das Jahrhundertende reicht. — Sehen wir das Langhaus von der Nordseite an, wo der Kreuzgang anschließt, so bietet sich ein völlig anderes Bild. Hier hat das Seitenschiff überhaupt keine Fenster, und wir können aus den erkennbaren Bogenansätzen leicht schließen, daß hier ehemals der jetzt fehlende vierte Kreuzgangflügel dem Kirchenschiff vorgelagert war. Beim Durchwandern der erhaltenen drei Kreuzgangflügel überrascht uns der gute Erhaltungszustand des reichen gotischen Fenstermaßwerks, bis wir im Ostflügel feststellen, daß es nur hier ein einziges verwittertes Original aus dem 14. Jahrhundert gibt, während alle anderen Kreuzgangfenster in neuerer Zeit ergänzt wurden.



Damit sind wir plötzlich in der Gegenwart. Das Zeitalter der Reformation hat nichts hinterlassen; auch die folgenden Barockjahrhunderte sind, wenn man von Teilen der Innenausstattung absieht, spurlos am Camminer Dom vorübergegangen. Erst das restaurationsfreudige 19. Jahrhundert glaubte den wiederholt abgebrannten Domturm (der allerdings wohl niemals je zu vollem Ausmaß gediehen war) ersetzen zu müssen: wir erinnern uns des gotisierenden Spitzturms, der einst in mageren Formen die Westseite beherrschte — wenn von Beherrschen dabei die Rede sein konnte. Mit Befriedigung stellen wir fest, daß dieser charakterlose Ersatzbau in seiner ursprünglichen Form heute nicht mehr vorhanden ist. Ein neuer Bauwille, der sich nicht mit dürftiger Formenkopie zufrieden gibt, sondern dem Geiste des Gesamtwerkes gerecht werden will und sich außerdem nicht scheut, den Herzschlag seiner eigenen Zeit mitklingen zu lassen, hat jüngst diesen Turm zurechtgerückt, ihm seinen kopierten Zierkram abgeschlagen und ihn zu wirklich beherrschender Masse gesteigert. So hat die lebendige Gegenwart über die Jahrhunderte hinweg die Brücke geschlagen zu jener kämpferischen Zeit, die in kühnem Aufbauwillen den Camminer Dombau einst begann.

Wir stehen am Fuße des mächtigen neuen Domturms, bereit, in das Innere der Kirche einzutreten und den Ablauf ihrer Geschichte hier noch einmal zu erleben. Wir werden zwei schöne romanische Portale treffen, die uns die kräftige Sprache der Gründungszeit noch einmal vernehmlich zu Gehör bringen; wir werden überrascht die klare Gesetzmäßigkeit des aus dem romanischen Grundriß entwickelten Raumes erkennen, den dann die Gotik des 14. Jahrhunderts durch Spitzbogenarkaden, Kreuz- und Sterngewölbe zu dem ihren gemacht hat. Erschüttert werden wir im Querschiff vor dem großen gotischen Kruzifixus verweilen, den die Generation schuf, die das Langhaus zu bauen begann. Und wenn wir am Außenbau keinerlei Spuren der nachreformatorischen Jahrhunderte feststellen konnten, so werden wir wenigstens hier in dem mächtigen Orgelprospekt und in der reichgeschnitzten Kanzel dem Geiste des Barockzeitalters nachspüren können, das so unbekümmert von den ernsten mittelalterlichen Räumen Besitz ergriff.

Wir erkennen, daß die Kirche ihre Geschichte lebendig mit sich trägt durch alle Zeiten, für jeden offen und lesbar, der sie lesen will. Nur dem, der sich liebend um sie bemüht, enthüllt sie sich als das große steinerne Symbol des unaufhörlichen Lebens. Über den unmittelbaren Kultzweck hinaus, der ja zunächst ihre Aufgabe ist, steht sie *inmitten der Volksgemeinschaft als ein Denkmal unserer Vergangenheit*, das geliebt, gepflegt und im tiefsten verstanden sein will.

KARLA KÖNIG:

Das Magische Konzert

Hinter den bunten Spitzbogenfenstern der Jakobikirche war der letzte Lichtschein erloschen, dunkel und wuchtig stand ihr riesiger Schatten unter dem funkelnden Winterhimmel. Die Luft flimmerte von starkem Frost, es schien, als bewegten sich die unzähligen Sterne und strömten in Scharen einem unsichtbaren Ziele zu.

Stettins Musikdirektor, der große Balladenkomponist Carl Loewe, und der Dichter Ludwig Giesebrecht kamen als die letzten aus der Kirche. Mit einem vollen Erzklang fiel das Kirchenportal hinter ihnen zu, Loewe horchte dem langsam verschwingenden Tone nach und summte leise die Terz dazu. Schweigend gingen die Freunde durch den leicht knirschenden Schnee. Bunte Weihnachtspyramiden schimmerten mit undeutlicher Lockung durch die eisüberkrusteten Scheiben, ein Teil der Häuser lag schon dunkel und still. Vor dem Hause des Bischofs Ritschl standen beide wie auf Verabredung still. Loewe griff nach Giesebrechts Arm. „Hörst du", sagte er lächelnd, „das magische Konzert!" Rührend und leise klang es zu ihnen herab:

„Es läuft ein fremdes Kind
am Abend vor Weihnachten
durch eine Stadt geschwind,
die Lichter zu betrachten,
die angezündet sind."

„Wie du es eben in der Kirche sangst, war die Orgel wie Sammet um den großen Kinderkummer", gab Giesebrecht zurück. Sie schwiegen wieder und horchten noch eine Strophe ab:

„Das Kindlein weint und spricht:
Ein jedes Kind hat heute
ein Bäumchen und ein Licht,
nur bloß ich armes nicht ..."

Dann gingen sie langsam weiter ...

Sie waren vor Loewes Haus am Klosterhof angekommen. Giesebrecht griff in die Brusttasche und holte einen Brief heraus, dann sagte er nicht ohne Bewegung:

„Hoffentlich freut es dich ein wenig. Denkst du noch an den gestrigen Abend mit Talo? — Und nun grüße deine Frau, ich komme nicht mehr mit hinauf, dein eigenes Christkind braucht ihre ganzen Kräfte."

„Ich danke dir", sagte Loewe still, „du triffst immer das Rechte und ich danke dir nie genug. Du wirst ohnedies bei uns sein." Er winkte dem Freunde zu und schloß die Haustür auf.

Aus dem Kinderschlafzimmer schimmerte Licht durch die Spalte. Er öffnete leise die Tür. Die Mutter saß, selbst einem schlafenden Kinde ähnlich, in einem großen Ohrenstuhl an der Wiege ihrer Jüngsten, das blonde Haar zerzaust, die durchsichtig zarte Wange vom Schlaf gerötet. Die drei kleinen Mädchen schliefen zufrieden und lächelnd, nur Julian, der Älteste, warf sich unruhig umher.

Das Öffnen der Tür hatte die schlafende Mutter überhört, der Blick des Gatten weckte sie. Erschrocken schnellte sie auf. Er nahm sie in den Arm. „Du gehst jetzt schlafen. Giesebrecht läßt dich sehr grüßen", sagte er und streichelte sie wie ein Kind, das einschlafen soll, „Kuglers grüßen und Talo, Graßmanns und Succos. Und du möchtest dich schonen, sonst kannst du morgen nicht singen, Frau Nachtigall."

Sie schmiegte sich wohlig in seinen Arm. „Ich habe auch allerhand Schönes für dich. Die Geheimrätin hat etwas für dich geschickt und Carl Maria von Weber hat geschrieben. Wart, ich bringe dir alles. Geh nur in dein Zimmer."

Dort brannte schon die Lampe. Mit den weichen, leisen Bewegungen, die er an ihr so liebte, war sie fast lautlos davongehuscht. Eine Schale mit Äpfeln und Nüssen, eine entkorkte Flasche und ein geschliffenes Glas standen bereit. Jetzt legte sie die Briefe und ein mit seidenen Bändern verschnürtes Paket daneben. Wieder völlig munter, lachte sie ihn mit schelmischen Augen an:

„Leben Sie wohl, Herr Hofkapellmeister von Züllchow, unterhalten Sie sich gut mit Ihrer Freundin. Ich bin jetzt überflüssig, ich weiß."

Er wollte sie festhalten, aber sie entzog sich ihm. „Du brauchst jetzt Ruhe, und ich wache schon auf, wenn du kommst", sagte sie zart und zog behutsam die Tür hinter sich ins Schloß.

Das Herz schlug ihm schmerzhaft stark vor Glück. Draußen schimmerte die Schneefläche goldig vom Widerschein der Lampe, er hatte die Empfindung von reifen, unendlichen Feldern. Von Ernte, Fülle, Liebe ... Frau, Kinder, Freunde — ach ja, Giesebrecht ... er zog den Brief heraus und entfaltete ein Gedicht:

Dreiblatt.

Zur Erinnerung an gestern abend

Sein ist der Wunderbrunnen,
ihm rauscht die Quelle zu,
die Bäume alle lispeln
mit ihm auf du und du.

Während des Lesens sah er Giesebrechts edel geschnittenes Gesicht und Calos wunderbar tiefe Augen zum Greifen nahe vor sich. Er las die Verse zweimal und schob sie mit liebevoller Bewegung in die Brusttasche zurück.

Ein Christrosenstrauß war auf Frau Geheimrätin Tilebeins zierlich verschnürtes Päckchen gebunden. Er löste die Schleifen vorsichtig und öffnete den Brief.

Züllchow, 24. Dezember 1834.

Liebster Loewe!

Nur einen Heiligabendgruß, weil ich ja mein liebes Nachtigallenpaar morgen bei mir erwarten darf. Aber

Kopfweiden in der Wintersonne *Fot. Vogt*

Der jüngste von den Dreien,
der reichste, klarste Sinn,
schöpft er mit goldnem Becher
und reicht dem Ältsten hin.

Der trinkt und Nebel ziehen
um ihn durch das Gefild,
er sinnet, greifet, formet,
es wird ein luftig Bild.

Der dritte hört das Brausen,
das Rinnen lange an,
spricht drauf: Nun laßt mich trinken,
mich sehen, was ich kann.

Dann öffnet er die Lippen,
die Stimme ist Gesang,
und leiser wird der Espen,
des lauschenden Wassers Klang ...

für Ihren „Faust", den zweiten Teil, den Sie ja unter meinen Augen und mir zuliebe völlig zerlesen haben, muß ich Ihnen heute schon den Ersatz schicken, den Ihnen mein dankbares Herz schuldig ist. Sein ledernes Gewand wird unsere Begeisterung besser aushalten. Wenn Sie soviel Zeit finden, mir heute abend noch zu begegnen, so treffen Sie mich bei Jesus Sirach 6, 14.

Ihre treue Freundin

Auguste Tilebein.

Aus einem seidenen Taschentuch, auf das seine Initialen gestickt waren, wickelte er die neueste Cottasche Faust-Ausgabe in Leder mit Goldschnitt. Dann nahm er die Bibel und suchte die bezeichnete Stelle:

„Ein treuer Freund ist ein starker Schutz; wer den hat, der hat einen großen Schatz.

Ein treuer Freund ist mit keinem Geld noch Gut zu bezahlen.

Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens; wer Gott fürchtet, der kriegt solchen Freund."

Er legte die Blumen auf die aufgeschlagene Stelle und goß Wein in das schwere geschliffene Glas, das erste Geschenk der Geheimrätin, der „Amalia" von Stettin, wie die bewundernden Freunde sie nannten. Rot und abendmahlsinnig glühte er hinter der durchsichtigen Wandung.

Er lehnte sich zurück und dachte nach. Im Juni war das Kind gekommen, das zart, aber gesund in der Wiege schlief. Fülle der Liebe, des Lebens, der Arbeit war in diesem letzten halben Jahr um ihn gewesen, in dem er nicht einmal dazu gekommen war, sein Tagebuch zu führen. — — — Was war fertig geworden? Duette, Legenden, Lieder auf Texte von Rückert, Giesebrecht, Kugler, Herders „Paradies in der Fremde".

Im Oktober waren die „Siebenschläfer" zweimal aufgeführt worden, einmal im Saal, einmal in der Kirche. Im November hatte seine Frau mit dem Referendar Loeillot das Duett und die Arie aus seinem „Malek" im Abonnementskonzert gesungen. Helenchen hatte Fieber den Tag, bis zur letzten Minute hatte sie an der Wiege gesessen. Aber niemand hatte ihrem Singen etwas angemerkt. Eine einzige Frau!

Die Berliner Singakademie hatte Händels „Alexanderfest" zu einer Aufführung in Stettin hergeliehen. Er hatte nur vier Proben abhalten können, aber es hatte musterhaft geklappt. Ja, sein Stettin leistete schon etwas ... Dann am 19. Dezember seine „Siebenschläfer" in Berlin. Er hatte selbst den Antipater gesungen und die Leitung Rungenhagen übergeben. Auch um Giesebrechts willen, der sich bei dem Text für dies Oratorium selbst übertroffen hatte, freute ihn der große Erfolg.

Es war noch so vieles gewesen, er konnte sich nicht mehr auf alles besinnen. Was bedeuteten auch Tatsachen, die n i c h t Musik waren. Der Cantus firmus des Orchesters aus den „Siebenschläfern" klang in ihm auf: „Erinnere dich, mein Geist ..."

Daß man es alles fühlte, hörte, genoß, daß es sich ineinanderschlang in Klang und Widerklang, harmonieströmend von Seele zu Seele, als lebendiger Liebeston, als Gedicht oder Akkord, als Sphärenton im magischen Konzert der Seelen, das war Leben, das war auch Unsterblichkeit ...

Er öffnete das Fenster. Reine Schneeluft strömte herein. Die Weihnachtsbäume waren erloschen. Der große Sternenbaum griff mit den himmlischen Strahlenarmen in die Unendlichkeit.

Pommersche Sparsamkeit

Ein Bauer hatte eine gute Kuh verkauft und sie mit Hilfe seines Sohnes 3 Meilen über Land dem Käufer vor den Stall getrieben. Der war sofort bar geworden, und man machte sich auf den Heimweg, befriedigt über den günstigen Verkauf, das viele schöne Geld in der „Tasch". Hinwärts war man in der Kühle eines köstlichen Sommermorgens marschiert, aber nun ging es auf Mittag, und die Sonne meinte es wirklich allzu gut. Die beiden Wanderer wischten sich abwechselnd den Schweiß von der Stirn und fingen an, die Last der Landstraße zu tragen. Da lud in einem Dorf ein schmucker Gasthof zur Einkehr. Der Sohn bat bescheiden: „Ach Vodder, mi is so heit un sweitig, kiek, dör is en Kraug, wat mien hi, wulln wi en Pull Selter drinken?" „Ach wat", seggt de Vodder, „dat es nich nöch, töf man noch en half Miel, denn kumm wi tau de Viklei (kleiner Fluß), dor kannst supe." v. B.

Der pommersche Gastwirt

Um die Jahrhundertwende hatte Stolzenburg-Glashütte sein Original, dem — im einzigen Gasthaus — niemand zu entgehen vermochte. Du trittst ein, grüßt, bestellst ein Glas Bier und setzt dich. Aber das Bier kommt nicht; denn das steht auf dem Schanktisch und hat keine Beine. Und du mußt es dir selber holen; es bringt keiner, und der Wirt meint: „För den Gang möt mi eener extra betohlen!" — Einmal ist eine amtliche Besichtigung angesagt, und der Landrat und einige andere „hohe" Herren essen im Gasthof Mittag. Auch der Wirt ißt mit, als wenn das selbstverständlich wäre. Und alles ist da, was das Herz begehrt, sogar „Servietten", die man sich damals noch um den Hals band. Aber nur für die Gäste! „Sie haben ja keine Serviette bekommen", wendet sich der Landrat leise lächelnd an den Hausherrn. Der aber läßt sich weiter nicht stören und knurrt zwischen seinen emsig arbeitenden Zähnen hindurch: „Unsereens beschlabbert sich nich!" —

*

Berühmt war lange Zeit in Barth der Hotelbesitzer Rohde, de grow (grob) R. genannt. Aber Unterkunft und Verpflegung waren gut, und so nahm man den Herrn des Hauses, wie er eben war. Kommt spät abends ein Gast und läßt sich vom „Ober" aufzählen, was es noch zu essen gibt: Schnitzel, Rinderbraten, das letzte Rebhuhn mit Sauerkraut ... „Das bekomme ich!" schallt des Wirtes Stimme aus dem Nebenzimmer dazwischen und zerstört des Gastes freudiges Hoffen. — Ein häufiger Gast, ein Junker aus der Umgebung, beklagt sich, daß er im Hotel sein Leib- und Magenblatt nicht zu lesen bekomme. „Warum halten Sie nicht die Deutsche Tageszeitung?" (damals das Organ des Bundes der Landwirte), wendet er sich an den Wirt und erhält zur Antwort: „Herr Graf, halten Sie vielleicht die Gastwirte-Zeitung"? — Und selbst die Speisekarte war Geist vom Geiste des Weitberühmten. Denn darauf las man u. a.: „Gebratene Ostsee-Forellen" (Hering) und „Hammelfleisch mit jüdischer Vanille" (Zwiebeltunke).

M. R.

Jägerlatein

Ein altes Männchen, das lebenslang ein Hinkebein hatte und auch sonst von der Natur stiefmütterlich behandelt war, rühmte sich gern seiner Heldentaten, besonders der in jüngeren Jahren vollbrachten. Die kleinen Jungens im Dorf lauschten andächtig und gläubig seinen Erzählungen: „Jo, un denn was ick mol mit de Schop up de Buchtwisch. Do käm en Boß ut'n Busch, en groten Boß. Ick nähm min Hastock un smiet na em. Un richtig, de Hastock treff em an't Jenick. Un de Boß wier dot. Un denn nähm ick de Hastock un joh na Hus. — De Boß wier mi to swor!" v. B.

HELLMUTH HEYDEN:

400 Jahre Reformation in Pommern

Am 13. Dezember 1534 tagte in Treptow a. d. Rega ein Landtag, der einen für die kirchliche und geistige Entwicklung Pommerns hochwichtigen Beschluß faßte, nämlich die Reformation in unserm Heimatlande einzuführen. Damit kam zum Abschluß, was seit 1520 hin und her in den Städten und Dörfern Unruhe und Kämpfe verursacht hatte. Die Reformbewegung, von dem Wittenberger Mönch entfacht, war auf mancherlei Wegen nach Pommern übergeschlagen. War's zuerst nur ein kleines Feuer gewesen, das in ein paar Köpfen brannte, es wurde zur hellen Flamme, als Bugenhagen, der Rektor der Stadtschule von Treptow a. d. Rega und Lektor am benachbarten Kloster Belbuck, Kenntnis von Luthers Schriften erhielt. Bald loderte es auf in Pommerns größter Stadt, Stralsund, nicht ohne heftige Erschütterung und Gewalttat: Altäre wurden zerbrochen, Heiligenbilder geschändet, Mönche vertrieben und Kirchen verwüstet. Es folgte Stettin, das freilich besonnener blieb; denn in seinen Mauern wirkte der maßvolle Paulus vom Rode, der aller Gewalt abhold war. Nicht lange, und es gab in unserer Heimat kaum noch eine größere Stadt, in der nicht Luthers Lehre gepredigt ward. Freilich war es zunächst ein heilloses Durcheinander, das allerorten herrschte. Auf derselben Kanzel, auf der des Vormittags ein katholischer Priester predigte und gegen die Lutherische „Ketzerei" wetterte, verkündete des Nachmittags ein Anhänger der neuen Bewegung die reine Lehre, oft unter heftigen Ausfällen gegen das Papstwesen und die Abgötterei der römischen Kirche. Hinzukam, daß starke politische Strömungen demokratischer Art sich mit der kirchlichen Bewegung verbanden und die Verwirrung der Gemüter ins Ungemessene wachsen ließen. Nicht minder verworren wurde die Lage durch die unsichere und schwankende Haltung der weltlichen Obrigkeit. Die Herzöge, oft untereinander uneins durch Streit um die Herrschaft, ließen Linie und kraftvolle, eindeutige Stellungnahme vermissen. Bald setzten sie die Machtmittel des Staates zur Bekämpfung der Neuerung rücksichtslos ein, bestraften Aufruhr und zogen evangelische Prediger gefänglich ein, bald wieder sahen sie untätig dem Anwachsen der reformatorischen Bewegung zu. Auf die Dauer aber war solch Zustand unhaltbar. Der Chronist Kantzow schreibt davon: „Dat sollik ein wüste Wesen und Mutwille in den Steden und Landen was und dat grote Jare stund. De Fürsten konden id nicht lenger upholden, se wolden sick denne umb Land und Lude bringen." Es war höchste Zeit, daß im Sommer 1534 sich die Herzöge Barnim XI. und Philipp I. darin einigten, auf einem für den Tag Luzie (13. Dezember) nach Treptow a. d. Rega auszuschreibenden Landtage der kirchlichen, politischen und rechtlichen Unsicherheit in ihren Landen ein Ende zu machen. Bemerkenswert ist, wie diese Absicht der Fürsten, als sie bekannt wurde, von der Bevölkerung aufgenommen wurde. Man glaubte weithin nicht an den Ernst dieses Vorhabens, es schien den Leuten nur ein „Spiegel-

fechten". Denn die verschiedenen Land- oder Reichstage, die mittlerweile stattgefunden hatten, waren bisher stets ohne Ergebnis geblieben und über papierne Beschlüsse nicht hinausgekommen. Doch änderte sich bald die Stimmung im Lande. Es verbreitete sich nämlich die Kunde, daß die Herzöge mit besonderer Botschaft einen Mann eingeladen hatten, der das Vertrauen der Pommern in hohem Maße besaß. Das war Johann Bugenhagen, „parner to Wittenberch", ein geborner Pommer, mit Land und Leuten wohl vertraut, ausgestattet mit der Gabe, schwierige Verhandlungen zu meistern und die kirchlichen Dinge in feste Ordnungen überführen zu können. Nun begann man zu hoffen, daß diesmal doch etwas Vernünftiges aus dem angesagten Landtage herauskommen werde. Diese Hoffnung war um so mehr berechtigt, als die Herzöge die Treptower Tagung mit aller Sorgfalt vorbereiten ließen. So wurden bereits zum 6. Dezember die herzoglichen Räte und namhafte pommersche Theologen nach Treptow beschieden, um Vorverhandlungen zu pflegen und die Vorlagen für den Landtag auszuarbeiten. Unter den evangelischen Predigern befanden sich Paulus vom Rode (Stettin), Jakob Hogensee (Stolp), Christian Ketelhot (Stralsund) und Johann Knipstro (Greifswald). Offenbar legten die Landesherren Wert darauf, nicht nur ein juristisches Gutachten ihrer Räte über die Kirchendinge zur Hand zu haben, sondern auch ein theologisches, um damit den zu erwartenden Einwänden des Bischofs und der Stiftsstände begegnen zu können.

Der Verlauf des am 13. eröffneten Landtages war dramatisch und von den Fürsten wohl kaum erwartet. Den Auftakt gab eine Erklärung der Landesherren, aus welchen Gründen sie eine Ordnung der kirchlichen Dinge und die Einführung der Reformation für nötig hielten. Darauf brachten die Stände ihre Bedenken vor, die in erster Linie in der Besorgnis um „Keiserlike Maestet ungnade" bestanden. Doch wußten die Landesfürsten diesen Einwand zu zerstreuen: „zweifeln nicht, daß der Allmächtige werde dasselbe Herz und Willen so richten, daß wir Ungnad dieser Sachen erhoben bleiben". Darauf einigten sich die Stände und „Also bewilligiden se darna samtlick, dat men aver dat gantze lant dat hillige evangelium lutter und rein scholde predigen und alle papistie und ceremonien, so wedder Got weren, afdohn". Offenbar hat auch der Bischof Erasmus von Manteuffel diesem Beschluß zugestimmt. Sein Verhalten in den letzten Jahren war wesentlich der Reformation geneigter geworden, auch rechnete die Landtagsvorlagen von vornherein mit einer Annahme des Neuen durch Erasmus und einen Einbau seines Bischofsamtes in das evangelische Kirchenwesen. Freilich folgte diesem grundsätzlichen „Bewilligiden" ein heller Streit. Als man nämlich in die Sachbehandlung eintrat, als die Frage des Verbleibs der Kirchengüter beraten wurde, erhob sich der stärkste und leidenschaftlichste Widerspruch gegen die landesherrlichen Vorschläge. Der Bischof fühlte sich bei der gedachten Regelung in seinen Einkünften und seiner weltlichen Macht geschmälert, also daß er sich Bedenkzeit bis zum 4. April 1535 erbat. Namentlich aber der Adel stand wie ein Mann besonders gegen die Absicht der Herzöge, die Feld- und Jungfrauenklöster in weltlichen Gebrauch zu überführen; verlor er doch dadurch die Versorgungsstätten für seinen überschüssigen Nachwuchs. Er verließ vor Schluß den Landtag. Auch die Städte machten verschiedene Bedenken gegen das landesherrliche Bestreben nach Erweiterung ihrer Macht und ihres Besitzes geltend. Daher sah es wohl einen Augenblick so aus, als sollte der Landtag, gesprengt durch die Opposition, ergebnislos auseinandergehen. Da erwarben sich die pommerschen Herzöge ein bleibendes Verdienst, indem sie auf die Durchführung ihrer Vorschläge bestanden. Mit der Annahme des Theologengutachtens als Landtagsabschied wurde die Tagung geschlossen, gleichzeitig aber Bugenhagen mit der Ausarbeitung einer Kirchenordnung und Durchführung einer Kirchenvisitation beauftragt.

Der Landtag zu Treptow a. d. Rega beendete die kirchlichen Wirren, indem er der pommerschen Kirche die rechtliche Sicherung gab, als evangelische Landeskirche unter landesherrlichem Patronat auf dem Grunde der Lutherschen Glaubenslehren sich aufzubauen. Freilich dauerte es noch geraume Zeit, bis das neue Kirchenwesen ganz heimisch in Pommern wurde und evangelisches Glauben und Leben inneres Eigentum der Menschen zu werden begann. Nicht wenig zum inneren Aufbau beigetragen hat in der Folgezeit die Verbreitung von Luthers Kleinem Katechismus und der niederdeutschen Bugenhagenbibel (s. Bild), die 1533 in Lübeck im Druck erschien (1588 gelangte die erste, in Pommern selbst, und zwar in Barth gedruckte Pommernbibel, die sogenannte „Biblie Pommerisch", zur Ausgabe). Unbelastet von der Verstrickung in irdischen Besitz und weltliches Machtbestreben, konnte seit den Tagen des Landtags zu Treptow die pommersche Kirche sich ihrer eigentlichen Aufgabe zuwenden: der Evangeliumsverkündigung und der Seelsorge.

Ein wertvolles Geschenk

für Verwandte und Bekannte, für jung und alt ist auf dem Weihnachtstisch

„Das Bollwerk"

Unsere Postbezieher

machen wir darauf aufmerksam, daß der Briefträger in der Zeit vom 18—24. Dezember die Bezugsgebühr für das 1. Vierteljahr 1935 einziehen wird. Sorgen Sie auch in Ihrem Interesse dafür, daß in der Lieferung keine Unterbrechung eintritt.

HERMANN GLANDER:

Graue Wolle – Bunte Trachten

Die Arbeit auf den Feldern ist beendet.

Die Scharen der Kartoffelbuddler sind schon vor vielen Wochen nach Hause gegangen. Stille liegt über den Weiten.

Eine Herde Schafe treibt übers Feld. Vorauf geht der Schäfer, ein langhaariger weißer Hund springt um ihn herum, läuft nach hinten und treibt die zurückgebliebenen Tiere wieder zur Herde.

In diesem Augenblick ist es notwendig, daß wir unsere landläufigen, angelesenen Vorstellungen vom Schäfer etwas ändern. Dieser ist nicht uralt und trägt keinen wallenden Bart, sondern ist glattrasiert und sieht in seiner Joppe wie jeder andere Bauer aus, der über die Felder geht. Er strickt weder Strümpfe, noch raucht er eine lange Pfeife. Ich glaube sogar, er versteht auch nichts von alten Heilkräutern, die uns weise Frauen in den unglücklichen Zeiten unseres Lebens zur Linderung und Heilung empfehlen. Dafür aber scheint er was von seinen Schafen zu verstehen. Und weil uns ein kleines Gespräch mit ihm nicht aufhält und weil es ihn nicht in der Arbeit stört, unterhalten wir uns. Er hat etwa 600 Schafe zu versorgen, mit der Hälfte ist er jetzt auf der Weide. Ja, seine Schafe sind genügsam, sie geben sich mit dem zufrieden, was an den Wegrändern wächst und auf den Feldern übrigbleibt. Sie finden immer noch was. Dabei sind sie nicht faul und behäbig, sie legen sich nicht hin und ruhen lange aus, sondern laufen immer eilig weiter — und er, der Schäfer, muß machen, daß er den rechten Schritt angibt.

Einst war die pommersche Schafzucht bedeutender als heute, und es gab wohl kaum einen Bauernhof, in dessen Stall nicht eine Reihe der Wollträger standen. Die Frauen und Töchter webten die Kleiderstoffe aus der Wolle eigener Schafe, und die Musik an den langen Winterabenden war das Schnurren des Spinnrades und das Geklapper des Webstuhls.

Dann sank die Zahl der Schafe immer mehr, Spinnrad und Webstuhl wurden in eine Kammer gestellt — wie altes Gerümpel.

Jetzt erkennt man wieder die Vorteile der Schafhaltung. Ein Blick in die Statistik zeigt uns allerdings, daß Deutschland nicht das einzige Land ist, das seinen Schafbestand verringerte; in der ganzen Welt nahm der Bestand an Schafen ab. Deutschland zählte nach An-

Trachten – links: Kolberg, rechts: Ückermünde

gabe des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich im Jahre 1913 4 987 828 Schafe, Ende 1932 lautete die amtliche Zahl 3 404 904 Schafe, von denen weidet über ein Zehntel, etwa 450 000 Stück, in Pommern — eine Zahl, die im letzten Jahre dank der Bemühungen der Landesbauernschaft sich weiter vergrößert hat.

Als geeignetes Wollschaf für Pommern wird das graue Merinoschaf empfohlen, das langhaarige Tier ist genügsam und lohnt die aufgewendete Mühe durch reichliche Wolle.

Spinnräder schnurren, Webstühle klappern

Spinnen und Weben gehört zur Schafhaltung. In früheren Jahren, als Deutschland noch nicht wie heute einen Großteil seines Wollbedarfs einführen mußte, war Pommern ein wichtiger Wolllieferant. In den Städten erinnern uns noch heute die Wollweberstraßen und -gassen an das in Pommern ansässige Gewerbe, Falkenburg war als Tuchmacherstadt weit bekannt, und in den Dörfern füllte die Bäuerin die Arbeitsleere des Winters mit Spinnen und Weben aus.

Noch heute steht in manchem pommerschen Bauernhause ein Webstuhl oder ein Spinnrad und unsere Mütter webten allesamt ihre Wäschestoffe selbst. Ja, in manchen Dörfern ist das Weben und Spinnen bis jetzt heimisch geblieben und die Jungbäuerin erlernt nach alter Art von der Mutter die Kunst. Einige Handwebereien haben sich sogar durch alle die Krisenjahre hindurch bis heute gehalten. Vor kurzem fragte der Reichsnährstand im ganzen Reich nach der Anzahl der Webstühle und diese Umfrage ergab, daß in Pommern der Webstuhl am weitesten verbreitet ist. Von etwa 100 000 Webstühlen in Deutschland stehen 27 000 in Pommern.

Die Landesbauernschaft Pommern hat sich im letzten Jahre ernsthaft bemüht, das Weben und Spinnen wieder allgemein im Bauernhause heimisch zu machen, und ihre Arbeit bekommt eine feste Stütze durch die Mitte Oktober eingeweihte neue Webschule in Lübzin.

Jetzt im Herbst ist das kleine Dorf am Rande des Dammschen Sees vereinsamt. Die bunten Schirme sind weggeräumt und der Strand, der im Sommer so viel Fröhlichkeit und Freude sieht, liegt tot. Die Gäste aus der Stadt sind verschwunden. Dafür sind andere Gäste ins Dorf eingezogen: 12 Jungbäuerinnen, die an einem Webelehrgang teilnehmen. Das frühere Gutsverwalterhaus ist als Webschule hergerichtet — einfach, sauber und gemütlich ist es hier. Zwei Zimmer des Erdgeschosses sind mit Webstühlen und Spinnrädern bestellt, die weiteren zwei unteren Räume dienen als Speise- und Tagesraum. Es sieht aber im ganzen Hause nicht nach Schule und Unterricht aus, die hellen, einfach und doch geschmackvoll gehaltenen Zimmer und die bunten Möbel schaffen eine Stimmung, in der man sich wohlfühlen muß.

Und gearbeitet wird hier. In einem sechswöchigen Lehrgang werden jedesmal zwölf junge Mädchen in die Kunst des Webens und Spinnens eingeführt. Wenn sie die Kunst beherrschen, gehen sie wieder in ihr Dorf und

Trachten – links: Anklam, rechts: Rügen, kniend: Greifswald

lernen andere an. Die positive Seite der Schule liegt aber nicht nur darin, daß die Jungbäuerinnen im Weben ausgebildet werden, ebenso hoch ist sicher die geschmackbildende Arbeit der Schule einzuschätzen. Wer den Werkstoff und seine Behandlung kennt, hütet sich vor Kitsch und Geschmacklosigkeiten. Er lernt den Wert echten Materials und werkgerechte Verarbeitung schätzen. So ist also auch hier die Schule ein Kulturfaktor.

Neue Trachten

Aus der Wolle ersteht das Gewebe, und aus dem Stoff wird das Kleid.

Wie sieht nun aber das neue eigengewebte Kleid aus? —

Unmöglich ist es, die alten Volkstrachten des vorigen Jahrhunderts wieder zu empfehlen. Die äußeren Merkmale eines verflossenen geschichtlichen und wirtschaftlichen Abschnittes lassen sich nicht in die Gegenwart verpflanzen; die lebendige Verbindung zwischen der Kultur des Landes und der alten Tracht würde auch — abgesehen von der Unmöglichkeit, daß sich die Bäuerin heute noch Kopftücher, Strümpfe und Jacken reich besticken kann — fehlen. Deshalb erfolgt auf Anregung des Reichsnährstandes für das ganze Reichsgebiet die Einführung einer neuen eigenständischen Tracht.

In Pommern lehnt sich die neue Tracht in Farben und Muster an die alten Volkstrachten an, sie ist aber bequem, einfach und geschmackvoll. Nun darf man aber wiederum nicht glauben, daß die neuentworfenen Volkstrachten eine Art Uniform seien. Die Frau und das junge Mädchen können vielmehr nach Alter und Geschmack die Farbtöne heller und dunkler wählen. Die Machart der Kleider ist dagegen einheitlich: ein Mieder mit angesetztem Rock, der angekraust oder in Falten gelegt werden kann, und eine helle, leicht waschbare Unterziehbluse mit langen oder kurzen Ärmeln. Im Winter trägt man dazu eine Jacke mit langen Ärmeln.

Es gibt keinen Unterschied zwischen Alltags- und Sonntagskleid, die Machart und der Stoff sind für beide gleich. Lediglich die Bluse wird zweckmäßig aus billigen und derben Stoffen hergestellt, wenn sie zur Arbeit getragen werden soll. Überaus vorteilhaft kommt das neue Kleid bei Volksfesten und Volkstänzen zur Geltung. Hier erhält es seinen rechten Wert, denn es ist nicht nur das Arbeitskleid, sondern zugleich das Festgewand der Landfrau.

Trachten – links und Kinder: Randow, rechts: Usedom-Wollin

Fotos: Krause

WALTER REINDERS:

Weihe der Weihnacht

Ihr müßt wissen, daß wir nach dem Tode des Vaters arme Leute waren und daß die Mutter Mühe hatte, uns Kinder reinlich und satt zu halten. Dennoch gingen wir immer hübsch und sauber gekleidet einher und hingen mit größerer Sorgfalt an den Dingen des täglichen Lebens als die, denen Begüterung alles nach Wunsch in den Schoß legt. Die Ärmlichkeit war auch der Grund dazu, daß die Mutter meinen und meiner Schwester Blick früh auf die inneren Werte lenkte und uns das Äußerliche — soweit es über den notwendigen Bedarf für die Lebenserhaltung hinausging — verachten hieß. So lernten wir zeitig — wie viele, die die Armut mit ihrem Glanz und ihrer Tiefe beschenkte — die Schönheit der Menschen und Dinge in ihrem Kern zu suchen, und es gab keine Feier oder Freude, die durch laute Dinge hervorgerufen war.

Diese Gegebenheit und die Tatsache, daß wir in einer ländlichen Kleinstadt wohnten, welche uns mit dem ererbten bäuerlichen Blutstrom von zwei Jahrhunderten jenen Instinkt wachhielt, der den Bauern auf Grund seines Verbundenseins mit den wachsenden und werdenden Dingen das Kommen und Gehen, die Ursache und Wirkung von schicksalhaften Vorgängen sicher erraten läßt, — diese beiden Grundpfeiler weckten in uns auch frühzeitig den Trieb zur Forschung, zur Erfahrung, zum Leben überhaupt, — den Hang zur Gefahr, zu einem

Glück, das im Stolz auf die Leistung besteht, kurz: die Liebe zu allem, was im Leben und im Blute seine geheime Wurzel hat und daher als rätselhafte Macht uns umlauert.

Man muß diese Umstände kennen, um jenen Weihnachtsabend, jene Weihenacht zu begreifen, deren Ereignisse auch einer anderen Nacht ihre Weihe hätten geben können, aber mit schicksalsmäßiger Zielsicherheit gerade jene Nacht wählten, da der Gipfel menschlicher Liebe, Zartheit und Zuneigung erreicht wird, indem eine Welle der erneuten Verschwisterung über unser Volk läuft und an alle Herzen rührt, wie das Geläut der Glocken am Heiligen Abend, das durch das ganze Land tönt und die erhabene Feierstimmung eines Stammes in den Himmel schallen läßt.

Wir saßen, wie sonst, um den kleinen Lichterbaum, den die Mutter nach langem Prüfen und Handeln für eine Mark von einem Händler am kleinsten Stand der Stadt erworben hatte. Er war — wie die Kerzen und die noch von weißen Laken bedeckten Geschenke — aus dem Betrag erstanden, den wir — unter sorgsamer Führung der Mutter — gemeinsam gespart hatten, indem wir uns während des Dezember in unseren täglichen Bedürfnissen besonders eingeschränkt hatten. Dieses gemeinsame Opfer gab seinen besonderen Glanz in unsere Herzen und verband uns mehr als die alten Lieder und Sprüche, mit denen wir die Spannung auf die Geschenke erhöhten.

Was war eigentlich mit Mutter? O ja, sie war ganz dabei. Aber, törichter Junge, der du heute zum letztenmal als Schüler, als Oberprimaner, Weihnachten erlebst, — meinst du, deine Mutter bemerkte nicht, wenn du nicht ganz dabei bist?

„— daß wir ihm mögen machen
ein' Wohnung hübsch und fein."

Das war der Schlußvers von „Es ist ein Ros' entsprungen . . .".

Nun bin ich mit meiner Weihnachtsgeschichte an der Reihe, die aus der Familienbibel gelesen werden muß.

„Und es begab sich zu der Zeit . . .", von da ab lasen wir immer.

„. . . da machte sich auch auf . . ."

Elisabeth, Elisabeth, — ob sie schon unterwegs ist? Meine kleine Maria . . .

„. . . und als sie daselbst angekommen waren . . ."

Wo war noch die Stelle? Ach, an der Brücke hinterm Park. Wenn sie nur nicht im Schnee warten muß.

„. . . und alsbald war da bei dem Engel . . ."

Ich lauere mal eben zu Mutter, ob sie bemerkt, daß meine Stimme zittert. Sie steht steinern, während meine Schwester gläubig in die Lichter sieht.

„. . . Maria aber behielt alle diese Worte in ihrem Herzen und bewegte sie darinnen."

Ich bin zu Ende. Ich habe ziemlich schnell gelesen. Nun singen wir noch „O du fröhliche . . .", viel zu schleppend, viel zu langsam. Mutter zieht die Lieder gern etwas, so wie die Totenlieder, die sie manchmal singt, und dann weiß man, daß einer in der Familie sterben muß. Aber schließlich ist das Lied zu Ende. Da nimmt Mutter das weiße Laken vom Tisch, und wir betasten scheu die Dinge, die da liegen: ein Paar selbstgearbeitete Socken von der Mutter, ein Hemdenstoff, Taschentücher, Zigaretten, Süßigkeiten, und wagen vor Erstaunen, wo Mutter das alles wieder hergezaubert hat, nicht Enttäuschung über die Nichterfüllung eines kleinen Wunsches aufkommen zu lassen.

Wir singen noch ein Lied, dann ziehen wir den Tisch aus, räumen die Geschenke an eine Ecke und essen am anderen Ende.

Unterdessen beginnt Mutter ein wenig in ihrer Erinnerung zu kramen. Sie erzählt dies und das vom Vater. Warum tut sie das nur eben jetzt? Weiß sie, daß wir bei diesen Worten ehrfurchtsvoll und still werden? Bezweckt sie damit, daß ich mich auf dieses Zimmer und auf unsere Familie konzentriere?

Sie wird ja bemerkt haben, daß ich mit meinen Gedanken woanders bin, — aber sie wird darüber nichts sagen. Sie blickt immer ein bißchen vorwurfsvoll zu mir her, aber das ist alles.

Mutter, Mutter! Ja, ich weiß um deine Liebe und dein Leid. Mutter, Mutter, warum bist du hart gewesen, wenn wir uns einmal weinend dir zu Füßen werfen wollten, um eine alles verstehende Liebe zu fühlen und deine Hand sachte auf dem Scheitel zu haben? Mutter, Mutter, ich weiß ja, daß du hart und Vorbild sein mußtest. Mutter, Mutter, warum gönnst du mir nicht die frauliche, weiche, junge, glühende Liebe der Elisabeth . . .?

Meine Schwester beginnt zu gähnen. — Mein Gott, wo war ich mit meinen Gedanken?

Der Aufbruch vollzieht sich stockend. Ich schwanke zwischen Selbstvorwürfen und jubelnder Seligkeit. Wie ruhig ist meine Schwester. Wie scheinheilig gebe ich den Gutenachtkuß! Wie scheinheilig rumore ich, Auskleide- und Waschgeräusche vortäuschend.

Die Mutter hat schon ihr Licht gelöscht. Nun wird sie im Bett liegen und bange Gedanken über meine Zukunft haben. Und ich soll . . .

Die Tat entreißt mich den Gedanken. Das Fenster wurde leise geöffnet. Wie die milchige Nacht mir mit

ihrer schweigenden Weiße und ihrem fast unmerklich feinen Schneegerieſel und Kältegekniſter entgegenatmet! Ein Schwung aufs Fenſterbrett (— mit hämmerndem Herzen!), dann über den Firſt des Anbaues, wo kein Schnee liegt und Spuren nicht gemacht werden —: ein Sprung aus vier Meter Höhe, — ha! Da liege ich im Schnee, bleibe eine Weile in dieſe eiskalten weißen Kiſſen geduckt, horche noch mal eben zurück: nichts regt ſich. Nichts. Eine Handvoll Schnee an die brennende Stirn und dann im Laufſchritt über den Wall dem Parktor zu.

Da geht eine ſchwarze Geſtalt. Ich kenne ihren Schritt: Engel, du! „Da biſt du", ſagt ſie, als müßte ſie es ſich beſtätigen, um es zu glauben.

Da gibt es keine ſtürmiſche Umarmung und keine lauten Küſſe. Einen kleinen Augenblick nur kuſchele ich mein Geſicht an ihren Hals, da, wo er vom weichen Pelz warmgehalten wurde, und ſpüre den Schlag ihres Blutes, den Duft der feinen Seife, der ihrer Haut ſtets anhaftete. Nichts, — nichts ſonſt, — einen Augenblick vergeſſen. Alles, alles vergeſſen und nur einem ſchönen Gefühl hingegeben zu ſein, — das iſt wohl Glück.

Wir gehen über den ſchmalen Weg, der von den ſchwarzen Zweigen der hohen Bäume überhangen iſt und halten uns eng aneinander.

Ich ſchweige. Warum preſſe ich ſie nicht wieder und wieder an mich, warum entzünde ich nicht in unendlich langen Küſſen dieſes junge Feuer zur brennenden Lohe? Es iſt wohl immer ſo, daß wir in Stunden, die uns mit ihrer Erhabenheit edel machen, die Freiheit zur ſtrengſten Selbſtzucht geſtalten.

Auf einmal beginnt ſie mit ihrem „du", das mir jedesmal eine Gänſehaut macht, weil es immer tönt, wie eine dunkle Glocke.

„Du, es war einmal — ein Märchen. Das war ſo ſchön, daß es nie geſchrieben worden iſt. Und nun . . ."

„Ach, mein Fräulein, ſeien Sie doch ſo gütig und erzählen Sie es mir zu Ende."

Da legt ſie ihre Arme um meinen Hals und küßt mich.

„Aber, mein Fräulein", ſage ich, „ſolcher Märchen, die — gibt — es — viele . . ."

Nun läuft ſie mir lachend davon. Aber ich bin gleich hinter ihr her und habe ſie gefaßt.

„Schnee auf dein Haupt!" Und jetzt reibe ich ihr die Wangen blank und rot. Sie ſuchtelt mit den Händen im Schnee umher.

„Friede auf Erden, Friede auf Erden . . ."

Da laſſe ich ſie denn los, weil ſie ſo ſchön bittet.

Wir klopfen uns den Schnee ab.

„Wie eiskalt iſt dies Händchen" — da entzieht ſie es mir.

„Ach, du . . ."

Und ſo treiben wir es fort, lauter Unſinn, lauter Ausgelaſſenheit, lauter Übermut!

Dies Fliehen und Haſchen, dies klirrende und klingende Lachen in dem weißen Schweigen bringt mich zur Trunkenheit.

Überhaupt: dieſe unwahrſcheinliche Weite der Weiße. Jetzt ſtehen wir auf einer kleinen Höhe, von der aus man die Ebnung einer Wieſe jenſeits des gefrorenen Baches, der immerhin eine Breite von zwanzig Meter hat, überſieht. Oh, — es iſt der Wunſch, ganz allein, wie auf einer Inſel, mit ihr in der faſt ſchwebenden Fläche zu ſein, wo kein Baum und nichts unſere Zweiſamkeit ſtört.

„Komm, hinüber."

„Halt, mein Herr, Sie gehen zu weit. Sie werden leichtſinnig!"

„Ach was, dahin müſſen wir. Das Eis trägt. Drei Nächte ſolchen Froſt, — das genügt."

„Nein, nein", und darin iſt ein wenig Ernſt in dieſer Abſage.

„Huhuhuuu —," mache ich, „Bangbüx."

„Huhuhuuu", äfft ſie nach.

Aber ich habe sie schon halb den Hang hinabgezerrt, und nun will sie doch nicht nachstehen.

„Vorsicht", sage ich. „Ich gehe vor, ziemlich schnell, du folgst in etwas Abstand."

Glatt ist das, ha. „Juhu!" mache ich. Und wie sie den ersten Fuß aufs Eis setzt, quietscht sie vor Vergnügen, setzt zu einem langen Rutsch an und wirbelt ein helles Lachen . . .

Knorr, krrr, kr, krack, kluck-kluck-kluck . . . schscht . . .!

Hinlegen, so, scht, scht, hinlegen, langsam rankriechen, langsam. Das Wasser näßt mir die Brust. Ich taste in das Loch, rundherum: da — Schlingpflanzen oder ihre Haare. Jetzt, ja, ihre Haare, da habe ich sie an der Öffnung, der Kopf ist frei.

„Und Friede auf Erden." Verdammt! Verdammt! Jetzt ihre Arme heben. — Sie atmet nicht, sie zuckt nur. Da sind ihre Arme. Diese verfluchten Schollen, brechen einfach ab. So, jetzt haben wir sie halb, hoppla, ruck. Ruck! Nur nicht aufheben! Langsam übers Eis ziehen. Großer Gott! (— und Mutter liegt daheim im Bett und meint —) Vorsicht. So, jetzt sind wir am Ufer.

Übers Knie gelegt, Kopf nach unten! Allerhand Wasser!

Wie das raus ist, hebe ich sie auf die Arme und beginne, sie heimzutragen. Sie atmet wieder. Ganz schwach und mit ein bißchen Röchelei. Schaurig das!

Stirb nicht, Elisabeth! Stirb nicht, Elisabeth! Stirb nicht, Elisabeth!

Wahnsinn, da hinüber zu wollen! Wahnsinn! Ihre Einsicht zur Feigheit zu stempeln! Ich, ich trage die Schuld. Ich, ich . . .

Ich beginne, warm zu werden. Mein Schritt wird schneller.

Da hämmert die Glocke vom nahen Turm den Weihnachtsmorgen heran. Gleich werden sie Choräle blasen. Ich haste, wird sie am Leben bleiben? Die Strecke ist weit. Aber dahinten taucht die Häusergruppe aus der milchigen Verschwommenheit. Wenn nur niemand . . . Ach was! Geht es darum?

Stirb nicht! Bitte, bitte! Stirb nicht!

Mit schwankenden Knien trage ich sie vor die Haustür. Den Schlüssel zerre ich aus ihrer Tasche. Leise die Stiegen hinauf. Das muß die Tür ihres Stübchens sein. Sie beschrieb mir den Weg oft. Aufgeklinkt, Licht gemacht. Jawohl, da hängt mein Bild. Ich schau mich nicht weiter um . . .

Was nun? Was nun?

Es muß sein.

Ich ziehe ihr den Mantel aus, löse die Haken des Kleides. Zittere ich so? Warum kann ich die Verschnürung über der Brust nicht aufnesteln?

Stück um Stück, alles weiche, nasse Seide . . .

Ich kann nicht mehr, Himmel, ich kann nicht mehr! Nichts schafft größere Furcht als zu erwartende Schönheit; nichts! Ich habe es nie glauben wollen.

Nun liegt sie in den Kissen.

Ich kann nicht mehr, ich muß gehen. Wie fand ich den Weg nach draußen?

Was nach jener Nacht geschehen — ich weiß es nicht im einzelnen. Wie sich ihre Eltern ihre Krankheit, die bis zum blütenreichen Frühjahr dauerte, erklärten, — ich habe es nie erfahren. Sie sprach nie darüber, und niemand hat von jenem Erlebnis bis heute gewußt. Ich weiß nur noch, daß jene Tage nachher die wildesten und verzweifeltsten meines Lebens waren. Als ich Elisabeth wiedersah, tönten uns unsere Worte wie aus weiter Ferne entgegen. Auch haben wir uns nie wieder berührt, als sie noch lebte. Erst als sie später — einem grausamen Unfall erlegen — im Sarg lag, habe ich noch einmal ihre kalten Lippen geküßt.

Aber dies eine geht mein ganzes Leben mit mir: dieser Gang, dieses Hasten, durch die schweigende, weiße Dunkelheit. Und in manchen begnadeten Nächten und in jeder Weihnacht beginnt mein Herz zu zittern, und es quillt etwas in meiner Brust, wie ein Weinstrom aus gesprungenem Glase. Und mir ist so traurig zumute, als wäre das ganze Leben ein Gang durch weiße Dunkelheit, bei dem man Schönheit und Glück in den Armen trägt und sie nicht fassen kann und nicht weiß, ob sie morgen schon gestorben sein werden . . .

URSULA REHDOW:

Von drauß' vom Walde komm' ich her . . .

Als Ilse Warnow den Absagebrief an ihre Eltern in den Kasten steckt, hat sie einen Augenblick lang das Gefühl, als ob eine Hand die ihre festhielte. Verrückt, denkt sie, jetzt werde ich auch noch sentimental. Es geht doch einfach nicht, ich muß doch vorwärtskommen, und gerade am ersten Feiertag soll ich diesem berühmten Professor und bekannten Kunstmäzen vorgestellt werden. Nein, es geht nicht anders . . .

Langsam schlendert Ilse durch die hell erleuchteten Straßen, läßt sich von dem Menschenstrom treiben, ziel- und planlos.

So bereitet sich also die Großstadt auf das Fest vor. Ilse bleibt vor den riesigen Schaufenstern stehen, schaut und schaut, als sähe sie das heute zum erstenmal. Ein Meer von Licht überall. Kostbarste Dinge, die sich kein Mensch schenken kann. Unwahrscheinlich kunstvoll konstruiertes Spielzeug für die Kleinen und fast in jedem Fenster die mehr oder weniger geglückte Nachahmung eines Weihnachtsbaumes aus Pappe oder Watte oder Stoffen oder künstlichem Tannengrün mit Lametta und elektrischen Lichtern übersät.

Wie Ilse plötzlich diese elektrischen Weihnachtslichter haßt. Brüsk wendet sie sich ab von den ausgestellten Herrlichkeiten der Geschäfte und läuft nach Hause.

In ihrem Heim — einem großen, hellen Atelier, das Ilse mit zwei Kolleginnen, einer Malerin und einer Bildhauerin, teilt, herrscht ausgelassenste Stimmung. Man ist dabei, das Programm für Weihnachten aufzustellen.

„Für Heiligabend sind wir alle drei zu Cornelsen eingeladen", berichtet Sonja, die kleine, bewegliche Deutschrussin, freudestrahlend, „weißt du, die nette Weindiele im Westen, dort arrangiert Maler-Veit für

uns arme Heimatlose ein kleines Fest. Geschlossene Gesellschaft natürlich."

„Geschlossene Gesellschaft?" Ilse macht große Augen, „am Heiligen Abend?"

„Ja, sogar mit Julklapp und elektrischem Weihnachtsbaum", ergänzt Erika, die Berlinerin.

„Geh' ich nicht hin", fährt Ilse zornig auf, „ihr mit euren fürchterlichen elektrischen Weihnachtsbäumen, das ist ja zum — —". Heftig schluckt sie an den gänzlich unangebrachten Tränen, die ihr in die Augen steigen wollen.

„Was ist denn Julklapp?" fragt Sonja verwundert.

„Na, solche Art Saalpost", belehrt sie Erika, „damit man ohne Peinlichkeiten seine Geschenke los wird."

„Herrgott, was wißt ihr von Weihnachten . . ." Ilse schaut ihre Kolleginnen halb mitleidig, halb traurig an. Und ohne daß sie es will, erzählt sie von ihrer Kindheit und Mädchenzeit dort hinter den weiten Wäldern am Meer, von den süßen aufregenden Heimlichkeiten der Adventszeit, von den geliebten Festvorbereitungen, von den stillen traulichen Abenden im Familien- oder Bekanntenkreis, wenn der Adventskranz brannte, die Mutter auf dem Klavier leise Weihnachtslieder spielte, und es durchs ganze Haus nach gebratenen Äpfeln und Pfefferkuchen duftete, von den kleinen Geschwistern, die mit heißen Wangen die Weihnachtsgeschichte lernten „— — und es waren Hirten auf dem Felde —" oder das alte liebe Gedicht vom Knecht Ruprecht „Von drauß' vom Walde komm' ich her, ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr . . ."

Fot. Vogt

*

Im Hause Warnow herrscht wie in jedem Jahr Hochbetrieb. Groß und klein ist mit den letzten Vorbereitungen für das Fest beschäftigt. Frau Warnow hat alle Hände voll zu tun, sie ist überall — in der Küche, wo der Teig für die letzten Honigkuchen geknetet wird —, in der Diele, wo der Förster Warnow die große Tanne für den Christbaumständer fertigmacht, — im Wohnzimmer, wo sich eine Schar fröhlicher und aufgeregter Dorfkinder mit dem Kleben von Gold- und Silbersternen müht, — auf dem Wirtschaftshof beim Geflügel . . . Nur ins Kinderzimmer zu den beiden Jüngsten darf sie nicht hinein, da erhebt sich jedesmal ein großes Geschrei, wenn sie im Vorbeigehen spaßeshalber schnell mal an der Tür klinkt.

Unten in der Diele wird es laut. Eine dunkle, fröhliche Jungmännerstimme klingt auf.

Frau Warnow eilt hinab, streckt dem hochgewachsenen jungen Mann in Lederjoppe und Reitstiefeln die Hände hin.

„Wollt' mich mal nach einer schönen Tanne umsehn, Mutting Warnow, und auch, was es so Neues bei euch gibt."

„Gut, daß Sie kommen, Eberhard, wie ist es denn in diesem Jahr mit dem Weihnachtsmann? Wird wohl das letzte Jahr sein für die Kleinen, so recht glauben sie ja nicht mehr."

„Herrlich, Frau Försterin, ich mache einen Knecht Ruprecht, wie er noch nie da war, und außerdem bin ich froh, wenn ich einen Grund habe, am Heiligabend nach der Bescherung der Leute von meiner Klitsche herunterzukommen. Sie glauben gar nicht, wie einsam ich mich fühle gerade an solch einem Tag." Seine Stimme sinkt, und sein blonder Kopf ist tief geneigt.

„Aber Frau Försterin" — und seine Augen lachen schon wieder — „im nächsten Jahr bin ich bestimmt nicht mehr allein dort oben, und wenn es tausend Kunstakademien in Deutschland gäbe!"

Frau Warnow seufzt.

„Die Ilse kommt nicht zum Fest diesmal, ihre Arbeit dort und irgendein berühmter Professor — und es wäre so wichtig für sie . . ."

Der junge Gutsherr ist ganz stumm vor Enttäuschung. Ratlos schaut er von einem zum andern. Da nimmt Förster Warnow gelassen seine Pfeife aus dem Mund und lacht.

„Unsinn, Mutting, mußt nicht alles so nehmen, wie's da so sachlich und vernünftig in dem Brief steht. Kenn' doch mein Mädel! Die braucht doch ihren Wald und ihr Zuhause, wenn sie's auch noch nicht weiß. Das zieht zur rechten Zeit schon von selbst . . ."

Ilse packt das Paket für zu Hause. Wickelt behutsam und liebevoll alles in grünes Seidenpapier und umschnürt die Päckchen mit silbernem Band. Für jeden etwas, nur Kleinigkeiten. Sicher wird es Tränen geben bei Mutting, wenn sie auspackt . . . Und die Päckchen für die Jüngsten, die muß Eberhard in seinem großen Sack mitbringen, wenn er den Knecht Ruprecht spielt . . . Ach, die hell Aufregung immer, wenn er so gewichtig in die Diele stampft: „Von drauß' vom Walde komm' ich her . . ."

Herrgott, der Eberhard — —

Eberhard!

Nun kommen doch die Tränen. „— — allüberall auf den Tannenspitzen sah ich goldene Lichtlein sitzen . . ."

Goldene Lichtlein — —

Hier gibt es ja nur elektrische . . .

Ilse reibt verzweifelt ihre Augen. Und „geschlossene Gesellschaft" in irgendeiner Weindiele am Heiligabend — Nein, nein, das ist ja gar nicht zu ertragen.

Und mit einemmal springt sie auf, saust durch das Atelier, kramt aus einer Ecke ihren Handkoffer hervor, stopft all die so sorgfältig gepackten Geschenke wahllos hinein, irgendein Kleid noch dazu und schreibt auf einen Zettel für Sonja und Erika ein paar kaum leserliche Worte:

„Mag der Professor warten, die ‚geschlossene Gesellschaft', der elektrische Weihnachtsbaum — —

Ich muß meine goldenen Lichtlein haben und den Wald und das Haus und Eberhard . . ."

Heilig Abend auf der Eisenbahn

Die hohen Wogen der zum Fest einkaufenden Menschenmengen haben sich allmählich verlaufen. Heiliger Abend! Jeder in der großen Stadt fühlt in sich die weihevollen Stunden, die er bei seinen Lieben verbringen will. In Liebe vereint unter dem Lichtbaum des heiligen Festes.

Auf den Bahnhöfen herrscht lebhafter Verkehr. Viele müssen die Eisenbahn benutzen, um ihre Angehörigen zu erreichen. Frohe Stimmung auf den Bahnsteigen, ungeduldiges Warten auf die Abfahrt des Zuges. Schnell, recht schnell möchte jeder Reisende zu seinem Ziel gelangen: Der Sohn zu seinen Eltern, der Bräutigam zur Braut, der Freund zum Freunde. Endlich ist die langersehnte Stunde der Weihnachtsreise angebrochen. —

Es füllen sich die Züge. In den Gepäcknetzen sind aufgetürmt viele Pakete, die die Festgeschenke bergen. Wie wird Mutter, die Braut, wie werden die Kinder sich freuen! Mit welcher Sehnsucht, mit welcher Liebe wird man daheim empfangen werden?! —

Ob bei diesem Glücksempfinden einer an die Eisenbahner denkt, die ihren Zug durch das weite dunkle Gelände leiten?

Gern wäre der Lokomotivführer eures Zuges am Heiligen Abend bei seiner Familie geblieben. Schweren Herzens verabschiedet er sich von den Seinen. Das Wort „Pflicht" begleitet ihn auf dem Wege zu seiner Schnellzuglokomotive. Er weiß, daß ihm die vielen Festreisenden anvertraut sind. Er wird sie sicher und pünktlich an ihren Bestimmungsort bringen. Mit Sorgfalt prüft er alle Teile seiner Lokomotive. Er läßt durch den Heizer den Kessel gut versorgen, denn schwer wird sein Zug sein, ganz voll von frohen Festtagsmenschen.

Nun ist die Lokomotive mit dem langen D-Zuge gekuppelt; mit hohem Druck der Kessel versehen. Kurze Meldungen der Beamten untereinander, und willig gehorcht die Maschine seinem Führer, als der Abfahrtbefehl gegeben wird. Zuerst mühsam, dann schnell und immer schneller, hinaus in die Weihnachtsnacht, dahin, wo so viele auf ihren Besuch warten.

Dunkel und kalt ist die Nacht! Nur Signallichter sind zu sehen, und Lichtbäumchen, die durch die kleinen Fenster der ländlichen Häuschen schimmern. — Feierlich, heilig die Nacht! — Es rast der Zug vorbei. — Doch immer wieder Lichter am Baum. Überall in dunkler, heiliger, deutscher Nacht: Licht, das Licht des deutschen Herzens! Wie warm es wird in dieser kalten Nacht! — —

Die tapferen Männer der Eisenbahn sind froh, erfüllen gern ihre Pflicht am deutschen Volk.

In den gut durchwärmten Abteilen ist die Stimmung eine andere als an den übrigen Reisetagen. Einer fühlt sich zum andern mehr hingezogen. Mir scheint, als sei man sich mehr und mehr bewußt, daß deutsche Menschen, gleich welchen Standes, sich gefunden hätten zu einem Volk, das Freud und Leid zusammenschweißt. Und auch unser Schaffner empfindet diese Stimmung; der Dienst wird ihm heute viel leichter. Mit seinen Reisenden erlebt er die Weihenacht, alle fühlen sich verbunden als — Volk.

Gleichmäßig durcheilt unser D-Zug die Gegend, aufmerksam beobachtet von den Beamten der Strecke und der durchfahrenen Bahnhöfe. Alles in bester Ordnung! Gute Fahrt! — — —

Nun muß doch bald das Reiseziel erreicht sein! Schon passiert unser Zug die hellerleuchteten Vorortbahnhöfe. Es regen sich die Hände der Reisenden, man holt aus den Gepäcknetzen die mitgenommenen Geschenke. Alles ist heil geblieben. Alle sind fertig zum Aussteigen. Die Bremsen knirschen. Langsam windet sich jetzt der Zug durch das weite Feld der Bahnhofsgleise. Und dann hält er nach langer Fahrt am Bahnsteig. Alle steigen aus; kein Gedränge, einer hilft dem andern. Man nimmt Abschied von den Reisegefährten und wünscht sich ein „Frohes Fest!"

Die riesige Halle bietet ein lebhaftes Bild vom Festverkehr. Von allen Richtungen kommen Züge mit Weihnachtsreisenden. Herzliche Wiedersehensfreude der festlich gekleideten Menschen erfüllt die weite Bahnhofshalle.

Allmählich wird's stiller. Unsere Eisenbahner ziehen sich still zurück; für sie gibt's noch keine Ruhe. Es gilt, sich vorzubereiten für die neue Fahrt in dieser Weihnachtsnacht. Zurück zur Heimat, zur Familie!

August Hoppe.

Wetterwarte auf der Schneekoppe *Fot. Wenzel*

Weihnachten im Riesengebirge

Krummhübel: Mit der kleinen reizend bimmelnden Riesengebirgsbahn mit ihrem buntgestrichenen Wägelchen kommt man nach Krummhübel. Am Bahnhof wird man empfangen von Dutzenden Gepäckträgern: Brückenberg, Schlingelbaude, Heinrichbaude, Hampelbaude, Wiesenbaude, - baude, - baude schwirrt es wild durcheinander. Hat man sich durch diese Schar wildgestikulierender Männer durchgekämpft, dann kann der Aufstieg beginnen. Wenige hundert Meter über dem Bahnhof stehen Schilder mit der stolzen Aufschrift „Zum Hochgebirge". Tatsächlich sieht man das imponierende Koppenmassiv und die Felszacken des Großen und des Kleinen Teiches, als Hintergrund zum freundlichen Gebirgsort Krummhübel — — wenn dieses schöne Panorama nicht gerade durch Wolken verhüllt wird.

*

Schreiberhau: Dort wohnen die schlesischen Künstler. Dichter, Maler und Bildhauer. Viele Familien fahren zu Weihnachten dorthin. Vater im weißen hochgeschlossenen Rodelsweater mit dem Schlitten in der Hand, Mutter vielleicht mit Schlittschuhen und die Kinder selbstverständlich auf Skiern. Auf dem Platz vor Königs Hotel trifft sich dann alles, Rodler, Skier und die Pferdeschlitten mit ihren freundlichen Klingeln.

In der Pension gibt es das übliche Weihnachtsessen: gekochten Karpfen mit Sauerkraut und mit einer

polnischen Tunke aus Bier und Nüssen. Hinterher ißt man schlesische Mohnpielen, bestehend aus Mohn mit Milch und Schokolade. Dazu steht der Tannenbaum mit Lichtern in der Ecke, und der gesamte in der Pension vereinte Familienkreis feiert seine Weihnacht.

Ich aber steige durch die klare und kalte Winternacht ins Hochgebirge und feiere mein Weihnachten im tiefverschneiten Wald. Der klirrende Frost macht aus dem Atem Dampfwolken, die weiter oben in der klaren Winterluft verschwinden. Heller Vollmondschein beleuchtet die seltsam verschneiten und vereisten Bäume. Ein-, zweimal rauscht ein Hörnerschlitten an mir vorbei, sonst ist kein Laut zu hören und kein lebendes Wesen zu sehen. — —

In der Neuen Schlesischen Baude brennen noch Kerzen, die auf Tannenzweigen ans Fenster gestellt sind. Auf der Reifträgerbaude ist es schon still. Und auch ich gehe sofort in mein Zimmer, um mir den Weihnachtsabend im reinen weißen Winterwald nicht verwischen zu lassen. ovl.

HANS LEHMANN:

Die Straße

1933: Unser kleiner Personenwagen rumpelt über eine lange pommersche Chaussee, macht Sprünge, die man seinem Alter nicht mehr zutrauen sollte, ächzt in seinen Lagern, schlägt in Löcher und Rinnen und stolpert über Steine, die so groß wie Kohlköpfe sein müssen. Da — ein letzter gewaltiger Satz und Krach — wir gleiten wie auf Teppichen, merken endlich wieder, daß die Räder auf luftgefülltem Gummi laufen, der Motor schnurrt zufrieden, wir sehen uns wortlos an und denken nur — aha, Kreisgrenze.

*

Was hat aber die Kreisgrenze mit der glatten glänzenden Asphaltstraße zu tun? Dies zu erklären, müssen wir wieder zurückdenken bis zum Jahre 1875. Preußen übergab damals durch das sogenannte Dotationsgesetz die bisher vom Staat verwalteten Staatsstraßen den Provinzen. Und überließ es den Provinzen, eigene Bauämter zu gründen (das taten die meisten) oder aber die örtliche Verwaltung an die Kreise weiterzugeben (so verhielten sich die Provinzialverbände Ostpreußen, Niederschlesien und — Pommern). Mit dem Erfolg, daß wir auf unserer Fahrt über Mangel an Abwechselung nicht zu klagen haben. Und diese Abwechselung sieht meist so aus, daß eben der kleinere dichtbevölkerte Kreis sein Straßennetz in Ordnung halten kann, während der große Kreis geringerer Einwohnerdichte die Straßen vielfach vernachlässigen mußte. Daher der erstaunlich ungleiche Straßenzustand.

Wie war also die Lage bis zu Beginn des Jahres 1934? Die Verwaltung und Unterhaltung von 2200 Kilometer pommerscher Provinzialstraßen hatte seit dem Jahre 1928 zwar die Provinz wieder selbst in die Hand genommen. Wenn sie auch die örtliche Verwaltung und die Durchführung der Unterhaltung unter ihrer Aufsicht durch die Kreise ausführen ließ, so wurden nun doch wenigstens diese Straßen nach einheitlichen Gesichtspunkten ausgebaut. Die große Länge der übrigen rund 5800 Kilometer Kreisstraßen war dagegen Sache jedes einzelnen Kreises, und kein Kreis war an die Weisungen einer übergeordneten Stelle gebunden, nur für die Provinzialstraßen war die Provinzialverwaltung Zentralbehörde. Kein Wunder also, daß bei der Verschiedenartigkeit der Leistungsfähigkeit der pommerschen Kreise der gute Zustand mancher Straßen einfach an den Kreisgrenzen aufhörte. Ein Unding bei dem modernen Überlandverkehr, für den ein gleichmäßig gut ausgebautes Netz einfach Voraussetzung ist. Baute ein Kreis bis zu seiner Grenze, so geschah es mehr als einmal, daß sich der Nachbarkreis weigerte, die Fortsetzung zu bauen.

Und vom Reich aus gesehen lagen die Dinge genau so, wenn nicht noch schwieriger. Diese organisatorische Unmöglichkeit, in der die territoriale Zersplitterung des Deutschen Reiches verstärkt zum Ausdruck kam, auf der einen Seite und der gewaltige Plan der Reichsautobahnen auf der anderen, erforderten einen gründlichen Wandel im deutschen Straßenwesen. Die Schlußfolgerung aus den Verhältnissen zog die Regierung Adolf Hitler mit dem „Gesetz über die einstweilige Neuregelung des Straßenwesens und der Straßenverwaltung" vom 20. März 1934.

Die damit in die Wege geleitete Reform ist so gründlich und total, daß von dem Wirrwarr der vergangenen Jahrzehnte kaum etwas übrig bleiben dürfte, und die Perspektiven, die sich aus der Neuordnung eröffnen, sind so weitreichend, daß wir uns begnügen müssen, die wichtigsten Züge anzudeuten. (Der im Gesetz vorgesehene Umbau der gesamten Verwaltung ist zur Zeit noch in der Durchführung und auch in der Straßenbauabteilung der pommerschen Provinzialverwaltung wird mit Hochdruck gearbeitet, um die Neuorganisation des pommerschen Straßenwesens zum Abschluß zu bringen.)

Das deutsche Straßenwesen hat in Generalinspektor Dr. Todt seine oberste Leitung erhalten. Damit ist grundsätzlich nicht bloß ein einheitlicher Wille und die einheitliche Linie in der Straßenbaupolitik, sondern auch die bestmöglichste Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel gewährleistet. Der im Gesetz vorgesehene Endzustand wird also der folgende sein:

Neben den Reichsautobahnen gibt es künftig sogenannte Reichsstraßen, Landstraßen I. Ordnung und Landstraßen II. Ordnung. Die Kostenträgerschaft liegt für die Reichsstraßen beim Reich, für die Landstraßen I. Ordnung bei den Ländern und Provinzen und für die Landstraßen II. Ordnung wahrscheinlich bei den Kreisen. Um also die ungleiche Leistungsfähigkeit benachbarter Bezirke zu vermeiden, hat man für die wichtigsten Straßen Verbände und Körperschaften gewählt, die einen größeren Raum umfassen, so daß schon innerhalb dieses Raumes ein Lastenausgleich möglich ist. Die Kostenträgerschaft für die Landstraßen II. Ordnung ist noch nicht endgültig geregelt, es ist aber zu erwarten,

daß hierfür die Kreise in Frage kommen. Um den Verwaltungswirrwarr zu beseitigen, sieht das Gesetz weiter vor, daß Länder und Provinzen neben der Verwaltung der Landstraßen I. Ordnung im Auftrage des Reiches auch die Reichsstraßen verwalten. Es wird in das Belieben der Kreise gestellt werden, ob sie den Provinzen auch die in ihrer Kostenträgerschaft stehenden Landstraßen II. Ordnung übertragen werden. Die Provinz ist in diesem Falle verpflichtet, die Verwaltung zu übernehmen.

Damit ist die bisherige, historisch bedingte Verwaltungseinteilung praktisch beseitigt und durch eine sachliche ersetzt. Der Bau der Reichsautobahnen wird zu einer völligen Umgestaltung des deutschen Überlandverkehrs führen. Manche der bestehenden Straßen werden als Zubringerstraßen wesentlich an Bedeutung gewinnen. Die Eingruppierung ist im einzelnen noch nicht entschieden, die Pläne liegen aber dem Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen vor, dem ja nicht nur die Reichsstraßen direkt unterstehen, sondern der auch maßgeblichen Einfluß auf die Baupläne für die Landstraßen I. Ordnung hat. Es läßt sich deshalb auch für Pommern vorläufig nur feststellen, daß die Provinz ab 1. April 1935 mindestens 5500 Kilometer Reichsstraßen und Straßen I. Ordnung zu verwalten haben wird; ob die restlichen Straßen II. Ordnung (rund 3500 Kilometer) ihr oder den Kreisen übertragen wird wird sich im einzelnen Falle aus der Stellungnahme der Kreisverwaltungen ergeben. Die endgültige Entscheidung über die Eingliederung der Straßen in die drei Gruppen wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Es ist klar, daß mit der Durchführung der gesamten Neuregelung auch die rein baulich-technische Seite des Straßenwesens im gleichen Maße von der zentralen Behörde in Stettin beeinflußt werden wird. Auch die damit verbundenen Veränderungen der behördlichen Auftraggeber bedeuten neben der verwaltungstechnischen Vereinfachung eine gewisse Erleichterung insofern, als die wichtigsten pommerschen Baufirmen wie auch die Zweigniederlassungen der großen Berliner Werke sich in Stettin befinden. Von den drei größeren pommerschen Spezialfirmen, die für besondere straßenbautechnische Spezialaufgaben in Frage kommen, liegen zwei in Stettin, das dritte Werk in Swinemünde.

In dieser Verbindung sei noch kurz auf die Herkunft des Baumaterials hingewiesen, das in Pommern zur Verwendung kommt. Die Provinz selbst besitzt nur Findlingsmaterial, das leider wegen seiner ungleichmäßigen Härte nicht bei allen Straßenbauarbeiten Verwendung finden kann. Wo es aber möglich ist, wird zur Stärkung der heimischen Wirtschaft auf das eigene pommersche Material zurückgegriffen. Dieses Material wird im allgemeinen von den Landleuten verkauft und an Ort und Stelle zu Schotter und Packlage hergerichtet. Wir haben jedoch auch in Pommern zwei Werke, die maschinell Findlingsblöcke zu Straßenbaumaterial verarbeiten. Es sind dies die Schotterwerke in Henkenhagen (Kr. Regenwalde) und Klebow (Kr. Dramburg). Leider muß man damit rechnen, daß die Bestände an Findlingen in absehbarer Zeit erschöpft sind. Einzelne Kreise haben schon so gut wie keine mehr, während anderseits die Kreise Anklam, Dramburg, Neustettin und Regenwalde auch heute noch reichlich damit versehen sind. Sofern von auswärts zu besonderen Straßenbauarbeiten geeignetes Material bezogen werden muß, sind die Hauptlieferanten die Basalt- und Granitbrüche Schlesiens und der Provinz Sachsen; Quarzporphyr wird nur aus der Provinz Sachsen bezogen. Die Konzentration der Verwaltung in einer provinziellen Straßenbaubehörde in Stettin, nach deren Weisungen künftig 7 Landesbauämter (Stralsund, Swinemünde, Stettin, Stargard, Neustettin, Köslin und Stolp) in der Provinz die örtliche Verwaltung durchführen werden, sichert nun dem pommerschen Straßenwesen planvollen Ausbau und gleichmäßige Entwicklung.

•

Das große Straßenbauprogramm der nationalsozialistischen Regierung ist nur ein Teil eines gigantischen Wirtschaftsplanes. Im Vorwort zum amtlichen Führer der jetzt in München veranstalteten Ausstellung „Die Straße", einer überwältigenden Schau von der Entwicklung des deutschen Straßenwesens, schreibt Dr. Todt: „Die Gesamtnation muß Anteil gewinnen an dem gewaltigen Plan des Führers."

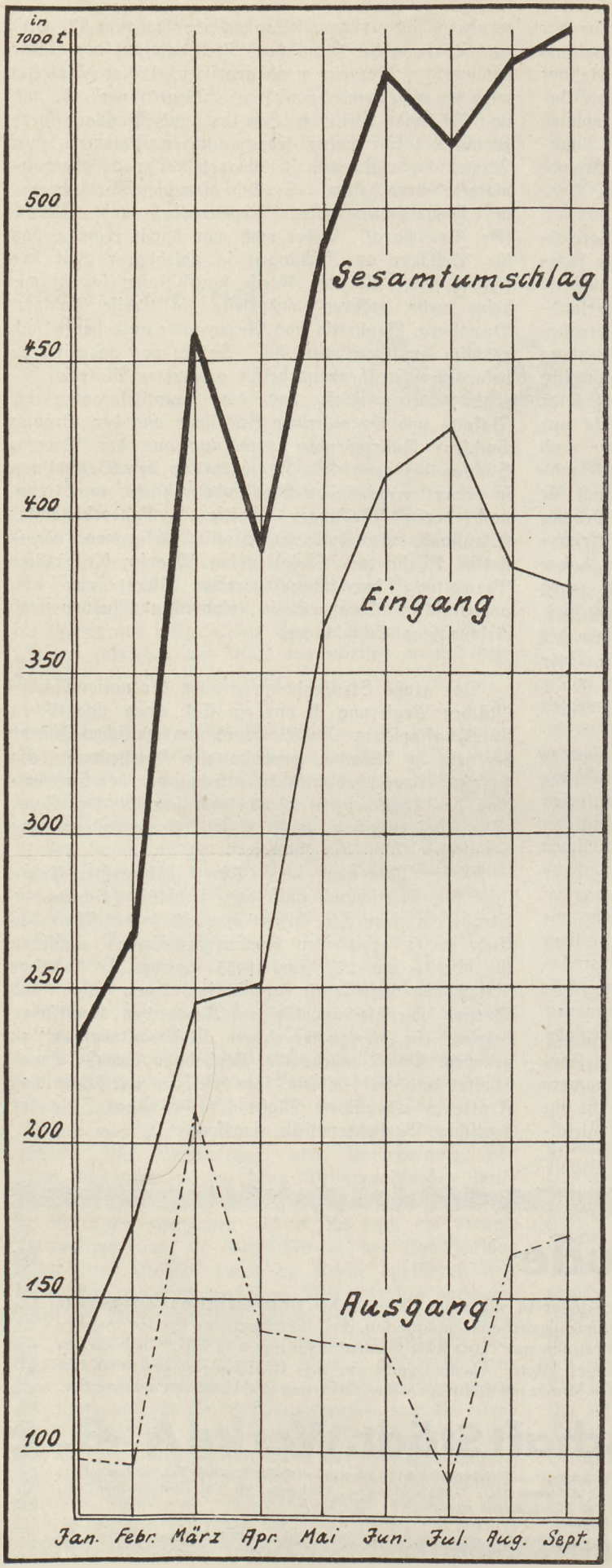
Dieser Plan aber löst in seiner zielbewußten Totalität für Deutschland auch das Problem „Schiene — Straße" in einer Zeit, in der nirgends in der Welt das Ende dieses erbitterten Konkurrenzkampfes abzusehen ist: bereits am 27. Juni 1933 wurde die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft ermächtigt, „zum Bau und Betrieb eines leistungsfähigen Netzes von Kraftfahrbahnen" ein Zweigunternehmen „Reichsautobahnen" zu gründen. Damit wurde die Reichsbahn bewußt eingeschaltet und hat seitdem ihre riesigen wirtschaftlichen Kräfte in erheblichem Maße für die neuen Ziele der deutschen Verkehrspolitik eingespannt.

Weihnachtsfreude

zu erwecken, ist der Wunsch, den jeder in sich trägt. Kaufen Sie **neuzeitliches Gasgerät!** Dann haben Sie sich für ein Weihnachtsgeschenk entschieden, das die lebhafteste Freude hervorruft. Gasherd nur 1,75 RM; Gasheizofen nur 0,60 RM; Gasbadeofen nur 2,54 RM; Gasbackofen nur 0,70 RM je Monat bei 5jähriger Miete. Gasheißquell nur 2,— RM; Gaswaschapparat nur 0,98 RM: Gaskocher nur 0,50 RM je Monat bei 3jähriger Miete. Beratung und Vorführung kostenlos.

Gasgemeinschaft Städt. Werke A.-G.

Stettin, Kl. Domstr. 20, Tel. 319 09; Jasenitzer Str. 3, Tel. 207 97; Altdamm, Gollnower Str. 195, Tel. Altdamm 657; Finkenwalde, Adolf-Hitler-Str. 80, Tel. Altdamm 270; Greifenhagen, Fischerstr. 33, Tel. Greifenhagen 416; Stolzenhagen, Hermann-Göring-Str. 44, Tel. Stolzenhagen 43.



Der Stettiner Hafen

Die Entwicklung des Güterumschlags im Stettiner Hafen in den Monaten Januar bis September 1934, also bis zum Schluß des dritten Vierteljahres, zeigt, wie aus der auf Grund der Monatsziffern der Hafengesellschaft vom Statistischen Amt der Provinzialverwaltung Pommern entworfenen Darstellung hervorgeht, ein erfreuliches Bild der Aufwärtsentwicklung. Der gesamte Güterumschlag erreichte 3,982 Millionen Tonnen, das sind 792 555 Tonnen mehr als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Diese Steigerung von rund 25 Prozent entfiel mit 456 198 Tonnen (20 Prozent) auf die Einfuhr, während die Ausfuhr insgesamt sogar um 37,5 Prozent (336 357 Tonnen) zugenommen hat. Auffällig ist die rasche Zunahme im Monat März, die sowohl in der Einfuhr als in der Ausfuhr in Erscheinung trat. Ein Absinken im April entstand durch das schnelle Nachlassen der Ausfuhr, die von da ab bis Ende Juni dauernd fiel, während in der gleichen Zeit die Einfuhr rapide stieg. Die Zunahme im Gesamtumschlag von Ende April bis Ende Juni ging völlig auf das Konto Eingang, während in den letzten beiden Berichtsmonaten die Zunahme im Ausgang den Umschlagsgewinn zustandebrachte.

Betrachtet man unter Zugrundelegung des gleichen, stets nur vorläufig abschließenden Zahlenmaterials die Bewegung nach den wichtigsten Güterarten, so ergibt sich folgendes: Im Ausgang stand Getreide mit 361 000 Tonnen wieder an erster Stelle. Der Umschlagsgewinn betrug gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres 57 000 Tonnen. Kohlen, Koks und Briketts wurden nicht weniger als 278 000 Tonnen ausgeführt; in der gleichen Zeit des Vorjahres waren es nur 82 000 Tonnen! Der Papierexport verzeichnete einen leichten Rückgang. Die Kohlen- und Kokseinfuhr hat die Millionengrenze (1,012 Million Tonnen) überschritten, die Erzeinfuhr wuchs von 173 000 auf 324 000 Tonnen an. Von sonstigen Einfuhrgütern verzeichneten Phosphat und Holz eine Zunahme, Sojabohnen und Heringe eine Abnahme.

Das letzte Vorkriegsjahr brachte dem Stettiner Hafen einen Gesamtumschlag von über 6 Millionen Tonnen, der seitdem nicht wieder erreicht worden ist. Das bisherige Ergebnis des Jahres 1934 erweckt die Hoffnung, daß man der 5-Millionengrenze mindestens nahe kommt. Man muß sich dabei natürlich immer vor Augen halten, daß es vorläufig nicht die erhöhte Ausfuhr, sondern zum größten Teil die erhöhten Bedürfnisse des Binnenmarktes und der erweiterte innerdeutsche (Ost-West-) Verkehr sind, die stärkere Transporte über Stettin zur Folge gehabt haben.

hl.

BÜCHER FÜR WEIHNACHTEN

Unser Fritzing

Ein Lebensbild Fritz Reuters von Werner Siebold. Verlag: Emil Roth, Gießen. — Auf gut 100 Seiten zieht das Leben des größten mecklenburgischen Heimatdichters am Auge des Lesers vorüber. Spannend in der Erzählung, geschickt in der Zusammenstellung, ist es ein Genuß, den Lebensweg dieses wahrhaft echten Volksdichters mitzuwandeln. Ein Buch, das allen Volkskreisen zugänglich gemacht werden sollte! (Preis kart. 3,80, Lw. 4,50 RM). ly.

Die große Fahrt

Ein Roman von Seefahrern, Entdeckern, Bauern und Gottesmännern von Hans Friedrich Blunck. Verlag Langen/Müller, München. 1935. Preis: geb. 4,80 RM.

Wie eine der großen isländischen Sagas beginnt dieses Buch. Und in der Tat, auch seinem Inhalt stände kein Vergleich besser an. Ein fast unbekanntes historisches Geschehen, die Entdeckung Amerikas durch zwei deutsche Seefahrer in dänischen Diensten 20 Jahre vor Christof Columbus, ist der Vorwurf, aus dem H. F. Blunecks Meisterschaft einen Heldengesang von großartigen Ausmaßen geschaffen hat. Man muß sie schon selber lesen, die Geschichte von Diderik Pinning aus Hildesheim, der als königlich dänischer Statthalter auf Island das „Winland" Nordamerikas entdeckt und den gigantischen Plan einer germanischen Besiedlung faßt. Ein tragisches Geschick läßt ihn und seine kühnen Ideen an der konservativen Erdverbundenheit isländischer Bauern scheitern. Dieses wuchtige Epos, geboren aus nordischer Art, wird dem nordischen Gedanken in Deutschland stärker den Weg bahnen als zwanzig Aufrufe oder wissenschaftliche Vorträge. mo.

Der Luchhof

Siedeln, wahres Siedeln, das ist Kampf mit Ödland, Kampf mit widrigen Naturgewalten, Kampf um das kleinste Stückchen Erde. Von diesem wahren Siedeln erzählt der bekannte Douaumont-Stürmer Cordt von Brandis, der selbst Siedler ist, in seinem Buch „Der Luchhof". (Traditions-Verlag Kolk & Co., Berlin. Preis kart. 3,50 RM, Leinen 4,20 RM.) In launiger, herzerquickender Art schildert er seine und seiner Kameraden Erlebnisse als Pioniere des Rhin-Luches, die unter unsäglichen Mühen, aber zäh und unbeirrbar, dem Moor fruchtbares Land abringen. Dieses Buch ist wie kaum ein anderes geeignet, von der Notwendigkeit des Siedelns zu überzeugen, mit den Endzielen: Beseitigung des Raummangels — Unabhängigkeit vom Ausland. er.

Der Hof in Masuren

Ein Bauernroman von Kuno Felchner. (Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart u. Berlin. Preis Leinen 4,80 RM.) Das Erstlingswerk eines jungen Ostpreußen. Klar und schlicht seine Sprache, geschickt die Schilderung der Charaktere, geschickt auch die Entwicklung und Lösung der seelischen Konflikte seiner Menschen. Das sind nicht unwirkliche Gestalten, sondern wirkliche ostpreußische Menschen, die plastisch, voll individuellen Lebens vor uns stehen. Aus diesem Buch atmet Ostpreußen. er.

Herren ohne Heer!

Der zweite in sich abgeschlossene Roman der Trilogie des baltischen Deutschtums von Siegfried von Vegesack. Mit der gleichen Freude und Anteilnahme, die der erste Band „Blumbergshof" in uns wachrief, begrüßen wir die Fortsetzung: die Gymnasiasten- und Studentenjahre des jungen Aurel, neben dessen Schicksal das baltische Deutschtum wuchtig vor uns ersteht. Von ungeheurer Kraft die Sprache, von seltener Eindringlichkeit das Geschehen und die Heimatliebe, die im harten Kampf geworden und geläutert ist. Ein innerlich starkes Buch, das gerade heute von vielen gelesen werden sollte. (Universitas Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin. Preis Pappe 4,80, Leinen 5,50 RM.) ri.

Und setzet ihr nicht das Leben ein . . .

Der preußische Reiteroffizier Jacob Anton Friedrich Logan-Logejus schrieb auf Tagebuchblättern seine Erlebnisse in den Feldzügen 1741—1759 unter dem großen König. Heute, nach mehr als 150 Jahren, werden sie vom Kornverlag herausgegeben aus der richtigen Erkenntnis, daß dieses frische Abenteurerleben ewig jung und der Geist jener großen Zeit uns immer vorbildlich bleibt. Das edle, männliche Buch sollte vielen Deutschen auf dem Weihnachtstisch liegen. (Wilh. Gottl. Korn-Verlag, Breslau. Leinen 5,80 RM, kart. 4,50 RM.) ovl.

Winterpreisausschreiben

Galt unser Sommerpreisausschreiben den Malern und Photographen, so wendet sich unser Winterwettbewerb an die Erzähler der pommerschen Heimat. Wir haben das Preisausschreiben in zwei Abteilungen gegliedert:

1. Erzählungen und Novellen.

a) **Sie müssen Land und Leute Pommerns zum Gegenstand haben.**

b) **Länge der Arbeiten höchstens 180 Schreibmaschinenzeilen.**

c) **Preise: 1. 40,— RM**
2. 30,— „
3. 20,— „
4.—10. Bücher und Freiabonnement für 1 Jahr.

2. Anekdoten.

a) **Sie müssen Land und Leute Pommerns betreffen.**

b) **Länge höchstens 30 Schreibmaschinenzeilen.**

c) **Preise: 1.— 5. Bücher und Freiabonnement für 1 Jahr.**
6.—10. Bücher.

Letzter Einsendungstermin ist der 8. Januar 1935.

Von Erde zu Erde

Paul Steinmüller, selbst pommerscher Gutsherr, läßt prachtvolle Bauerngestalten an den Augen des Lesers vorüberziehen und schildert meisterhaft, wie der Bauer die mit ihm verwachsene Scholle gegen die Unvernunft kurzsichtiger Behörden und Gesetze zu verteidigen sucht und wie er schließlich aus seiner fanatischen Liebe zum Boden heraus als Sieger aus diesem Kampfe hervorgeht. (Verlag: Fleischhauer & Spohn, Stuttgart, Lw. 3,80 RM.) ly.

Eifersucht und Medizin

Die Übersetzung des Buches, das dem jungen polnischen Dichter Michael Choromanski den großen Staatspreis der polnischen Literaturakademie eingebracht hat, läßt uns

die starke Erdhaftigkeit östlicher Menschen spüren. Es handelt sich hier um das ewige Problem der Treue zwischen Mann und Frau, um die der alternde Mann ebenso ringt, wie die empfindsame junge Frau. Zwischen Liebe und Seziermesser spielt sich eine menschliche Tragödie ab, die ein allgemeingültiges Bild männlich-weiblicher Spannungen darstellt. (Korn-Verlag, Breslau. Ganzleinen 4,80 RM.) ovl.

Morgen des Lebens

Ein Island-Roman von Kristmann Gudmundson. (R. Piper Verlag, München. Kart. 4,40 RM, Leinen 5,80 RM.) Mit beglückender Einfachheit, mit phrasenloser Liebe ist dieses Buch geschrieben — ein hohes Lied des selbstlosen Heldentums der Islandfischer und der unergründlichen Seele der Frauen. Kampf und Tragik, Jugend und Liebe und Leidenschaften: das menschliche Schicksal überhaupt — klar und glaubhaft ist alles erzählt, daß man die Gestalten des Buches lieb gewinnt und sich von ihnen nicht trennen mag. ri.

Die drei Begegnungen des Baumeisters Wilhelm

Wir kennen Hans Heinrich Ehrler schon lange als einen feinsinnigen Poeten, in dessen Mund die tiefsten Probleme deutschen Menschentums ganz zart und durchsichtig werden. Ja, manchmal beschleicht einen die Sorge, sie könnten sich auflösen und das hohe sittliche Ethos des Dichters möchte den Charakteren ein wenig von ihrer blutvollen Lebensverbundenheit nehmen. Dieser Gefahr ist auch das neueste Werk des Autors nicht völlig entgangen. Die feine Zeichnung der Künstlergestalt des Baumeisters Wilhelm ist freilich mit solcher Liebe und spürbaren inneren Anteilnahme geschehen, daß man den leisen Zweifel an der menschlichen Möglichkeit dieses Mannes, der aus hoher und strenger Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Frau zu einem wirklichen irdischen Glück nicht kommt, ruhig unterdrücken kann. Das Buch ist aus einer so edlen Reinheit des Herzens geboren, daß seine dichterische Kraft jeden Leser ergreifen muß. (Verlag Langen/Müller, München.) mo.

Der erfrorene Engel

Roman von Friedrich Schnack. (Im Insel-Verlag, Leipzig. Preis geb. 5,— RM.)

Im Mittelpunkt dieses Buches steht, märchenhaft gestaltet, die abgrundtiefe Liebe zweier junger Menschen, die in der Bergeseinsamkeit des Watzmann und im geisterhaften, weltfernen Schweigen des Königsees glücktrunkene Sonnentage verleben. Bis ein tragisches Geschick jäh den Liebesbund zerreißt. Über und in der Liebe dieser beiden Menschen aber liegt, den unglücklichen Ausgang erhellend und versöhnend, die vom Dichter fein erfühlte und durchdrungene Natur der Berglandschaft, mit duftenden Blumen und schaukelnden Faltern, mit glitzernden Seen und wuchtenden Steinriesen. er.

Robinson kehrt heim

Ein Roman zwischen gestern und morgen von Hans Heyck. Verlag: Koehler & Amelang, Leipzig. — Ein junger deutscher Frontkämpfer verzweifelt an dem Schicksal seines Vaterlandes und siedelt sich auf einer einsamen Insel im Südatlantik an, wo er ein Robinsondasein führt. Kriegskameraden holen ihn heim, er schafft im Arbeitsdienst und faßt wieder Vertrauen zur deutschen Volksgemeinschaft, in die er sich als dienendes Glied einschaltet und sein Glück findet. (Preis Lw. 4,80 RM.) ly.

Held ohne Ruhm

Wolfgang Müller-Clemm erzählt in seinem Buch von den Kadettenjahren des Fritz Trimm, bis dieser als Leutnant eingezogen wird und nach dreimaliger schwerer Verwundung ins Nachkriegsdeutschland zurückkehrt. Dort erfährt er die Leiden des früheren aktiven Offiziers in der Novemberrepublik. Nach Freikorpskämpfen landet er im Gefängnis und später in den grauen Mauern kapitalistischer Büros, um schließlich als SA-Mann den 1. Mai 1933 zu erleben. Hier wird in packender Form dargestellt, was über ein Einzelschicksal weit hinausreicht, was wir alle irgendwie erlebt haben und darum alle irgendwie angeht. (Korn-Verlag, Breslau. Leinen 4,80, kart. 3,50 RM.) ovl.

Gott hinter Gittern

Innerlich stark und klar in Aufbau und Sprache ist dieser Roman von Marie Diers: der Roman eines weltabgelegenen Heidedorfes und seines jungen Pfarrers. Zuerst noch Vertreter des orthodoxen Kirchenglaubens, wendet dieser sich im ehrlichen Bemühen vom alten Wort-Glauben ab, folgt dem Zuge seines Herzens — und erkennt mehr und mehr das wahre Menschentum seiner Pfarrkinder und ihre tiefe Religiosität, die man vorher im Heidentum erstickt wähnte. Der neue Gottglaube des jungen Pfarrers überwindet jede Anfeindung und jeden Zwiespalt, selbst den, der ihm durch die Heirat einer Gefallenen zuteil wird. (Hochwart-Verlag Junker & Co., Berlin. Leinen 4,50 RM.) ri.

Der Eskimo

Peter Freuchen hat in dem vorliegenden Werk den Eskimo-Roman geschaffen. Das Buch zeugt von dichterischem Können, das besonders durch die Einfachheit der Sprache gefällt. Wohl in keinem Werk über die Menschen der Arktis ist das Seelenleben der Eskimos so stark geschildert worden. Zahlreiche ausgezeichnete Aufnahmen machen das Buch noch interessanter und verstärken den wirklichkeitsnahen Eindruck, den man allein beim Lesen dieses Werkes von dem Leben in der Arktis erhält. (Safari-Verlag, Berlin.) tr.

Die letzten Vier von St. Paul

Treue und Kameradschaft, Mannesmut und Ausdauer: diese Tugenden sprechen in spannender Folge aus dem neuen Roman von Josef Maria Frank. Gewissenlose Spekulanten, die Riesengeschäfte wittern, rüsten eine Expedition zur Südseeinsel St. Paul aus: Börsenkrach, Pleite — vergessen die einsamen Bewohner der Insel, deren Lage immer trostloser wird, bis für die letzten Vier die Rettung kommt. Der Roman eines Abenteuers im schönsten Sinne, ganz und gar unpathetisch, doch von fesselnder Spannung. (Universitas Deutsche Verlags-AG., Berlin, Pappe 5,—, Leinen 5,80 RM). ri.

Der Baum von Cléry

„Es war im Westen, um die Zeit, als keine Truppe mehr sang. Als in den Briefen der Männer stand: haben unsre Kinder noch Brot? Als Mannes Mut und Treue sich verzehrte im Kampf gegen des Materials wachsende Übermacht." Dieser Anfang offenbart schon die ergreifende dichterische Innerlichkeit dieses Werkes von Joachim von der Goltz. Ist es Wirklichkeit, daß heute, 20 Jahre, nachdem der kühne Vorstoß des ersten Kriegsjahres im Stellungskrieg verebbte, noch Kriegsbücher von so erschütternder Schlichtheit aus der Tiefe eigenen Erlebnisses entstehen können? Joachim von der Goltz erspart uns nichts: Versager der Offiziere und Verzweiflungsstimmungen der Mannschaft werden ebenso plastisch und drastisch gezeichnet wie die Wichtigtuerei und Hohlheit der Etappe. Und doch ist dieser Roman ein hohes Lied deutschen Angriffsgeistes und soldatischer Hingabe, dem sich in unserer Literatur nur wenig an die Seite stellen kann. (Verlag Langen/Müller, München. Preis: Leinen: 5,80 RM.) mo.

Zwischen gestern und morgen

Ein Roman vier junger Werkstudenten von Wilhelm Stolzenbach. (Verlag Ph. Reclam jun., Leipzig. Geh. 3 RM, Leinen 4,80 RM.) Ein Roman der Nachkriegszeit, der Inflationsjahre. Wer damals als Werk-

ſtudent darbte, wird die Kraft der Darſtellung bewundern — wer ſpäterhin ſich mühevoll durchzuſchlagen hatte, dem muß ein zufriedenes und wehes Erinnern zugleich beim Leſen des Buches kommen. — Spannend und wechſelvoll iſt die Handlung. Sie führt uns in die Hörſäle, in Fabriken und Kontore, auf Güter und über die endloſen Landſtraßen: hier geſtalten die Studenten ihr Leben, ihre Zukunft. Ob es ihnen glückte? lies es ſelbſt! ri.

Karl Maria von Weber

Der vornehmſte Repräſentant der deutſchen Oper, der Geſtalter volkstümlicher, echt deutſcher Muſik: das war Karl Maria von Weber, und ſo erſteht er uns wieder in dem gleichnamigen Roman von Oskar Anwand. (Erſchienen im Verlag Nich. Bong, Berlin. Preis Leinen 5,— RM.) Meiſterhaft und ergreifend zeichnet Anwand das wechſelvolle Leben, das Schaffen und das innerſte Weſen des Komponiſten, ſchildert er uns Webers ſtetiges, erbittertes Ringen um Anerkennung der deutſchen Oper.

Dieſer Roman iſt keine nüchterne Biographie, ſondern in ihm ſchwingt und klingt Weberſche Muſik, er iſt für dieſen deutſcheſten Komponiſten, wie Richard Wagner ihn genannt hat, ein wahrhaft würdiges Mahnmal. er.

Die deutſche Wende in Europa

Das iſt das Große an dieſem ausgezeichneten Werk von Max Clauß: Aus der Fülle ſeiner Kenntniſſe, aus den hiſtoriſch-politiſchen Zuſammenhängen der letzten hundert Jahre eine Überſicht gegeben zu haben, die die Dynamik des deutſchen Volkes ins rechte Licht ſtellt — die das „höhere politiſche Geſetz“ in den Mittelpunkt rückt. Die ſachliche Klarheit, kein Übermaß vielfach nebenſächlicher Daten, Hineinſtellen der jüngſten Zeit in die großen Zuſammenhänge der Vergangenheit, Gerechtigkeit im Urteil: in all dem liegt der eindringliche Wert des Buches — für jeden verſtändlich, der feſt in der Zeit ſtehen will. — Verlag Georg W. W. Callwey, München — kart. RM 4,50, in Leinen RM 5,50. ri.

folgreich hindurchgelenkt. Man kann der Biographie dieſes treuen Gefolgsmannes Adolf Hitlers aus der berufenen Feder eines ſeiner nächſten Mitarbeiter weiteſte Verbreitung wünſchen. mo.

Leo Slezak

Von Leo Slezak, dem weitgereiſten und weltbekannten Tenor und Filmſchauſpieler liegen nun in einem billigen Band ſeine „Sämtlichen Werke“ und „Der Wortbruch“ vor. (Ernſt-Rohwolt-Verlag, Berlin.) — Man muß ſich an Slezaks humorvollen Erinnerungen freuen. Sie ſind von ſolch köſtlicher Friſche und ungezwungener Luſtigkeit, daß man das Buch gern mit neidiſchem Schmunzeln in einem Zuge leſen möchte. Eine ausgelaſſene Geſchichte jagt die andere — Geſchichten, die von ſeiner Jugend in der mähriſchen Heimat erzählen und ſchließlich bei dem Künſtler von Weltruf enden. Daß Slezak ſeinen „Sämtlichen Werken“ den „Wortbruch“ folgen ließ, bedauern wir keineswegs. Im Gegenteil: wir laſſen uns gern durch ſeinen Humor und durch ſeine witzige Bekennerfreude unterhalten. ri.

Stralſunder Lebensbilder

Unter den Gratulanten zur 700jährigen Jubelfeier unſerer alten pommerſchen Hanſeſtadt fehlt auch der Rügiſch-pommerſche Geſchichtsverein nicht. Und er kommt mit einer beſonders reizvollen Gabe, Lebensbildern berühmter Stralſunder Bürger aus der Feder ſo bedeutender Gelehrter wie Geheimrat Wehrmann, Prof. Curſchmann, Direktor Adler u. a. Die Möller, eine Ratsfamilie des 15. und 16. Jahrhunderts, Chriſtian Ketelhut, der Stralſunder Vorkämpfer der Reformation, der Bürgermeiſter Dinnies, der Entdecker des Sauerſtoffs, C. W. Scheele, ein Stralſunder Kind, und der Konſiſtorialrat und Gelehrte der Romantik Gottlieb Mohnicke erfahren eine eingehende Würdigung. (Verlag L. Bamberg, Greifswald.) mo.

Führer und Führung

Auf dem Führerprinzip wird der neue Staat aufgebaut. Oft wird aber verkannt, daß ſich die politiſche Wirkung einer überragenden Perſönlichkeit nicht verallgemeinern läßt. Es gibt nur den Führer, Adolf Hitler, nur von ihm, von ihm allein geht Führung aus. Alle Unter-„Führer“ erhalten ihren Einfluß und ihre Wirkungsmöglichkeiten von der Spitze, ſie ſind Mitarbeiter des Führers oder Vollſtrecker ſeines Führungswillens. Gemeinſchaft wird dagegen von oben und unten durch ein lebendiges gemeinſames Streben gebildet, nicht durch utopiſche eigengeſetzliche Harmonien oder Ideologien, wie ſich das der Liberalismus vorſtellte. — Es iſt das große Verdienſt des jungen Staatsrechtlers Herbert Krüger, in dieſen ſchwierigen, aber ſo überaus wichtigen Begriffen Klarheit geſchaffen zu haben. (Korn-Verlag, Breslau. Leinen 4,80 RM, kart. 3,60 RM.) ovl.

Daſchenka

Karl Capek, der bekannte tſchechiſche Meiſtererzähler, ſchildert uns in dieſem vorbildlich ausgeſtatteten Werk (Verlag Bruno Caſſirer, Berlin. Preis 4,80 RM) die Lebensgeſchichte eines jungen Hundes, eines reizenden kleinen Foxterriers, den man ſchon nach den erſten Zeilen, ja bereits beim Anſehen des Titelbildes, gern haben muß. Man bedauert nur, daß man mit Daſchenka nicht ſpielen kann, ſie nicht auf ihren erſten Streifzügen in die große Welt begleiten darf, wenn dieſe auch nur aus einem Häuschen und einem kleinen Garten beſteht. Aus vielen gut gelungenen Photos ſchaut uns Daſchenka an: verwundert, keck, betrübt — und zeigt uns ſtolz alle Entwicklungsſtufen ihres jungen Lebens. Ein Buch, deſſen liebevolle Heiterkeit zu Herzen geht und das alle Geheimniſſe einer kleinen Hundeſeele offenbart. tr.

Völkiſche Reformation

Ein Wegweiſer zur chriſtlichen deutſchen Einheit. Von Georg Schneider. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart.

Der Verfaſſer unternimmt nichts Geringeres als den Verſuch einer Syntheſe des lutheriſchen Chriſtentums mit der völkiſchen Geiſtigkeit, wie ſie Alfred Roſenbergs „Mythos“ offenbart. Manche ſeiner Ausführungen und Anregungen ſind ohne Zweifel ſehr beachtlich, oft hat man aber auch den peinlichen Eindruck perſönlicher wiſſenſchaftlicher Polemik gegen andere theologiſche Lehrmeinungen. Ob die Schrift für die religiöſe Neubeſinnung unſerer Tage von bleibendem Wert ſein wird, erſcheint ſehr zweifelhaft. mo.

Bücher für den Weihnachtstiſch

die im nächſten Heft gewürdigt werden:

Emil Strauß: Das Rieſenſpielzeug, Roman. Langen/Müller, München. Lw. 10,50 RM.

Ulrich Sander: Kompoſt, Roman. Eugen Diederichs, Jena. Lw. 5,40 RM.

Ruth Schaumann: Amei, Eine Kindheit. G. Grote, Berlin. Lw. 4,80 RM.

Hans Caroſſa: Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. Inſel-Verlag, Leipzig. Lw. 5 RM.

Karl Rauch: Das große Vorbild. Holle, Berlin. Lw. 5,80 RM.

Heinrich Hauſer: Kampf, Geſchichte einer Jugend. Eugen Diederichs, Jena. Lw. 4,80 RM.

Hans Georg Brenner: Fahrt über den See, Roman. Bruno Caſſirer, Berlin. Lw. 5,50 RM.

Meta Schoepp: Benjamin Rauſe. Broſcheck, Hamburg. Lw. 4 RM.

Johanna Wolff: Andreas Verlaten, Ein deutſches Schickſal. Gräfe & Unzer, Königsberg (Pr.). Lw. 4,80 RM.

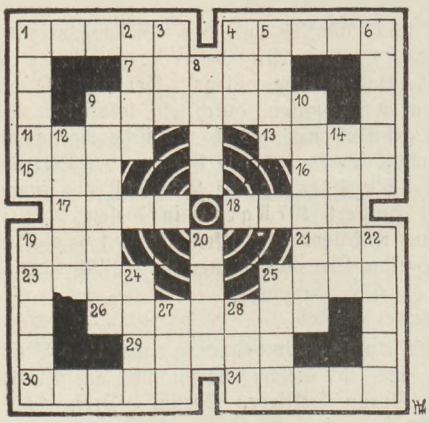
Heinz Gumprecht: Die magiſchen Wälder, Roman. Bertelsmann, Gütersloh. Lw. 4,80 RM.

Auguſt Scholtis: Baba und ihre Kinder, Roman. Bruno Caſſirer, Berlin. Lw. 5,50 RM.

Hans Watzlik: Die Leturner Hütte, Roman. Adam Kraft, Karlsbad. Lw. 4,80 RM.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Schwarzer, 4. Wertpapier, 7. Heiligtum der Mohammedaner, 9. Amtsbereich, 11. Götzenbild, 13. Stadt in Frankreich, 15. Titel, 16. europäischer Inselbewohner, 17. Ziffer, 18. Vergrößerungsglas, 19. Nebenfluß der Weichsel, 21. mohammedanischer Name für Jesu, 23. Einsamkeit, 25. Schwimmvogel, 26. polare Naturerscheinung, 29. Raubgut, 30. Metall, 31. Teil des Wagens.

Senkrecht: 1. Gegenpunkt zum Zenit, 2. Abscheu, Widerwille, 3. abessinischer Titel, 4. finnische Hafenstadt, 5. männlicher Vorname, 6. Flachland, 8. italienischer Landwein, 9. Rundbau, 10. aufständischer Chinese, 12. Königstochter der griechischen Sage, 14. Sohn Agamemnons, 19. ärztliches Instrument, 20. unverletzlich, 22. Blütenstand des Getreides, 24. Nadelholz, 25. Titelheld einer Dichtung Hartmanns von der Aue, 27. japanische Münze, 28. griechischer Buchstabe.

Derselbe

Das Wort, es hat drei Silben,
die erste nimm und „ben“:
Du siehst an der Maschine
ihn auf- und niedergehn.

Gib „ben“ der zweiten Silbe:
Du hast es sicherlich.
„ben“ an der dritten Silbe
tust du gelegentlich.

Doch, ohne „ben“, der Ganze
ist meist nicht mehr als du;
denn er ist deinesgleichen
im Amte immerzu.

Silbenrätsel

a — an — ba — bant — bat — che — che — chard — de — dra — ei — el — eu — fisch — fug — ge — gel — gi — hai — ka — li — lit — me — ment — na — ne — now — on — or — pa — re — ri — ri — ro — saß — setz — spar — stei — te — ten — tra — un — wi.

Aus den vorstehenden Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort nennen.

1. Meeresraubtier, 2. Erdteil, 3. Begleitstern, 4. mündliche Auseinandersetzung, 5. neufranzösische Provinz, 6. männlicher Vorname, 7. Bollwerk, 8. Teil der Rundfunkanlage, 9. Unart, 10. Erdteil, 11. Gottesverehrung, 12. staatliche Vorschrift, 13. Laubbaum, 14. bekannter russischer Politiker, 15. sagenhaftes Tier, 16. Gemüse, 17. Verzierung.

Denkaufgaben

1. Zwei Väter und zwei Söhne fuhren mit der Eisenbahn. Unterwegs wurden vom Zugschaffner die Fahrkarten geprüft. Da zeigten die zwei Väter und zwei Söhne zusammen drei Fahrkarten vor, und doch hielt jeder eine Fahrkarte in der Hand. Wie war das möglich?

2. Ein Pflasterstein wiegt 2 Kilo und einen halben Pflasterstein. Wieviel wiegen 4 Pflastersteine?

Frage und Antwort

Wie heißt die größte Wüste der Erde?
Wer ist der Dichter von „Peer Gynt“?
Was ist eine Kleinigkeit?
Wie nennt man die rechtliche Grundlage eines Staates?
Wie heißt der zweitkleinste Erdteil?
Wie nannte man den Vorläufer des Klaviers?
Wer war der Schöpfer der deutschen Kriegsflotte?
In welcher Stadt befinden sich die Kruppschen Werke?
Wie heißen die Larven der Schmetterlinge?

Auf diese Fragen suche man die richtigen Antworten, indem man aus den nachstehenden Silben die entsprechenden Wörter bildet. Die Anfangsbuchstaben der Wörter nennen im Zusammenhang einen bekannten Jahrestag. — e — es — eu — fas — ha — ib — lap — li — nett — pa — pa — pen — pitz — ra — rau — ro — sa — sen — sen — spi — sung — tir — ver.

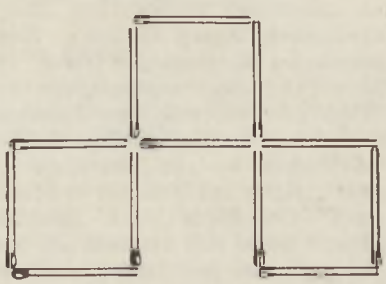
Auflösung der Rätsel aus dem November-Heft:

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Smetana, 6. Saale, 7. Arg, 9. Batik, 10. Stier, 12. Elan, 13. Torero, 14. Run, 15. Fedor, 16. Regen, 18. Laden, 19. Mai, 20. Orakel, 22. Senn, 23. Zuber, 24. Sinai, 25. Met, 26. Kamel, 27. Strauß.

Senkrecht: 1. Satan, 2. Main, 3. Elk, 4. Natron, 5. Arier, 6. Salut, 8. Ger, 9. Berlioz, 10. Soden, 11. Rossini, 13. Tegel, 15. Feder, 16. Rakett, 17. Kanal, 18. Labes, 19. Menes, 21. Rum, 22. Sims, 24. Sau.

Streichholzaufgabe



Schüttelleiter

Schüttelleiter: 1. Milbe, 2. Bleie, 3. Reibe, 4. Leder, 5. Rubel, 6. Buren, 7. Nurse, 8. Arsen, 9. Marne, 10. Rampe.

Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Verantwortlich für den Textteil: Hauptschriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, Berlin; ständiger Stellvertreter: Odo Ritter, Stettin, zugleich verantwortlich für Kulturelles, Unterhaltung und Buchbesprechungen; verantwortlich für Wirtschaft und „Blick in den Osten“: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode, Stettin - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11—12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen — Rücksendung nur gegen Rückporto.
DA. III Vj. 10000. Druck F. Hessenland G. m. b. H., Stettin.
Z. Zt. ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig.

Spare, lerne, leiste was,
so hast Du, weißt Du, kannst Du was.

Mit dem Sparen also beginnt es! Die

Städtische Sparkasse zu Stettin

bietet durch ihre

Heimsparbüchsen

die beste Gelegenheit, die Spartätigkeit anzuregen. Wer seiner Frau, seinem Kind oder seiner Hausangestellten eine besondere Freude zum Weihnachtsfest bereiten will, der versäume nicht, unter den brennenden Lichterbaum auch die Heimsparbüchse zu legen.

So mancher Pfennig, so mancher Groschen wartet ja nur darauf, in die Sparbüchse getan zu werden. Aus vielen Wenig wird ein Viel, und gar bald lohnt es sich, zur Sparkasse zu wandern und den Inhalt aufs Sparbuch einzuzahlen.

Wir kennen Mütter, die allmonatlich mit ihren Kindern zu uns kommen, um in ihrer Gegenwart die Sparbüchse vom Schalterbeamten öffnen zu lassen. Wer einmal den Jubel der Kinder erlebt hat, wenn dann all die Pfennige und Groschen gezählt werden, und der Gesamtbetrag dem Sparbuch zugeschrieben wird, der weiß, daß hier eine Einrichtung geschaffen worden ist, die bei aller Zweckmäßigkeit Freude bereitet. Und wer wollte zum Weihnachtsfest keine Freude bereiten?

Die hübsche, stählerne, schwarz lackierte

Heimsparbüchse

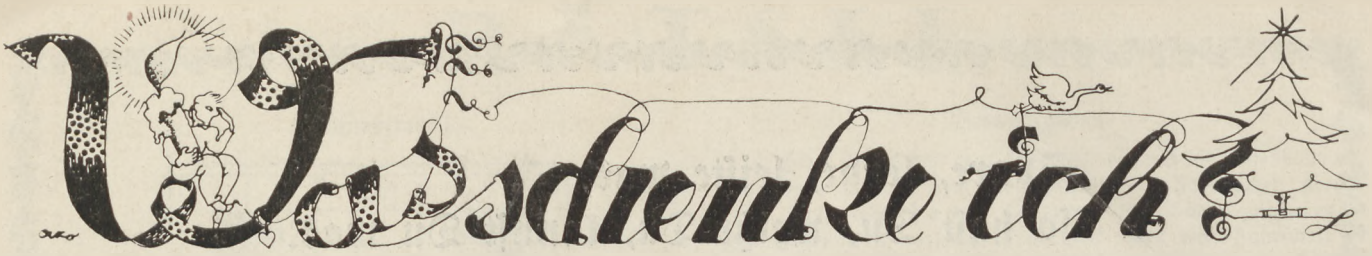
wartet auf Dich in der

Städtischen Sparkasse zu Stettin

Magazinstraße 1

und ihren Nebenstellen:

I. Moltkestraße 12,
II. Am Bollwerk 12/14,
III Falkenwalderstraße 189,
IV. Gießereistraße 23a,
V. Hohenzollernstraße 9,
VI. Kreckowerstraße 69,
VII. Pölitzerstraße 58,
Schlachthof, Am Dunzig 1/8.



Festgeschenke in größter Auswahl zu vorteilhaften Preisen.

Weihnachts-Verkauf

Auch in diesem Jahre sind alle Abteilungen unseres Geschäftshauses mit günstigen Angeboten auf das reichhaltigste ausgestattet. Ein Gang durch die Verkaufsräume unseres Hauses gibt Ihnen viele Anregungen.

GEBRÜDER HORST - STETTIN

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23 — **Gr. Wollweberstr. 19, 20, 21, 22**

„GRIESER extra 40%“

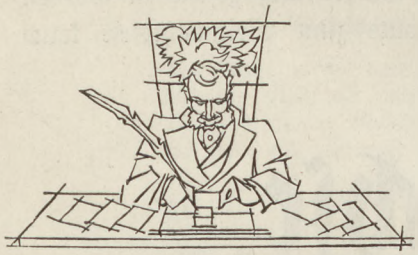
Ski auch Teilzahlung
Ernst Krug
Stettin, Mönchenstraße 11

Radiogeräte
Otto Schaufert
Taepffers Parkstraße 1

Klage nie über Mißgeschick
ein Los von Geist bringt oft das Glück

Lotterie-Geschäft **Geist**

Stettin, Grüne Schanze 14
Durchgehend bis 7 Uhr geöffnet



WAHRE VORNEHMHEIT

in der Kleidung zeigt sich nicht in extravagantem Schnitt oder auffallender Musterung, sondern gerade in schlichter Linienführung bei gediegenstem und edelstem Stoffmaterial. Genau so ist es mit den Briefbogen, die die Solidität und Leistungsfähigkeit eines Unternehmens nach außen verkörpern sollen; sie werden ihre besondere Note niemals allein durch den Aufdruck erhalten können, — ebenso wichtig wird auch das Papier sein, auf dem sie gedruckt sind. Das Papier, das durch die ihm bei matter Oberfläche eigene wolkige Durchsicht besonders markant und charaktervoll ist, – das jeden Briefbogen zum eindruckvollen Zeugnis für das »Format« des Absenders macht, — das in 5 Stärken und 3 Farbtönungen erhältlich ist und sich dadurch jedem gewünschten Zweck individuell anpassen läßt, heißt »Feldmühle Special-Bank-Post« und trägt das nebenstehende Wasserzeichen. Probebogen und Druckmuster übersenden wir Ihnen gern.

FELDMÜHLE

PAPIER- U. ZELLSTOFFWERKE AKTIENGESELLSCHAFT, STETTIN

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN **STETTIN** STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik.
Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.
Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.
PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin
Händelstraße 17

in Köslin
Danziger Straße 55

in Stralsund
Badenstraße 8

Schönstes aller deutschen Feste
Schenk' nach altem Brauch das Beste:

Ein Sparbuch

oder eine

Geschenkspareinlage!

Randower Kreissparkasse

in Stettin, Falkenwalder Str. 1
Zweigstelle: Marienplatz 4

Nebenstellen: Löcknitz
Odermünde
Züllchow

Landschaftliche Bank der Provinz Pommern

Anstalt öffentlichen Rechts

Zweig-Institut der Pommerschen Landschaft
Amtliche Hinterlegungsstelle für Mündelvermögen

STETTIN
Paradeplatz Nr. 40
Fernspr.-Sammel-Nr. 254 21
Postsch.-Kto. Stettin Nr. 1436

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte
Führung von Banksparkonten
Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluß des Mieters

F. HESSENLAND
GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG
STETTIN
GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI
ROTATIONSDRUCK
STEIN- U. OFFSETDRUCK
GROSSBUCHBINDEREI
LINIIERANSTALT

1477

HESSENLANDDRUCKE SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN

Die elektrische Bratröhre,
der erste Schritt zur vollelektrischen Küche

Vielleicht reicht es im Augenblick nicht zu einer Mietrate für die elektrische Vollküche. Dann fangen Sie doch mit einer **elektrischen Bratröhre** an, die wir bereits **von RM 0,85 monatlich an vermieten.** Auf diese Weise legen Sie den Grundstein für die elektrische Küche. Ist es notwendig, noch etwas über die Vorzüge des elektrischen Bratens und Backens zu sagen? Fragen Sie nur einmal eine Hausfrau, die eine elektrische Bratröhre besitzt. Im übrigen erteilen Ihnen alle Elektro-Fachgeschäfte in Stettin, und die

ELEKTROSCHAU

Stettin / Schulzenstraße 21, Hof I, nähere Auskunft.

Die Bank für jeden Stand!

Provinzialbank Pommern

Girozentrale * Landesbank

Hauptanstalt:

Stettin
Luisenstr. 13

Zweiganstalten:

Stralsund, Alter Markt 4
Stolp i. P., Kaufmannswall 6

An unseren sämtlichen Schaltern Verkauf der Arbeitsbeschaffungs-Lose (4. Auflage)

Streichhölzer gehören nicht in Kinderhand!

Erlaubt den Kindern nicht das Spielen mit Feuer!

Pommersche Feuersozietät

Stettin, Pölitzer Straße 1 / Fernruf 25441

Deutsche öffentlich-rechtliche Versicherung

Auskünfte und Abschlüsse auch durch die Kreis-versicherungs-Kommissare